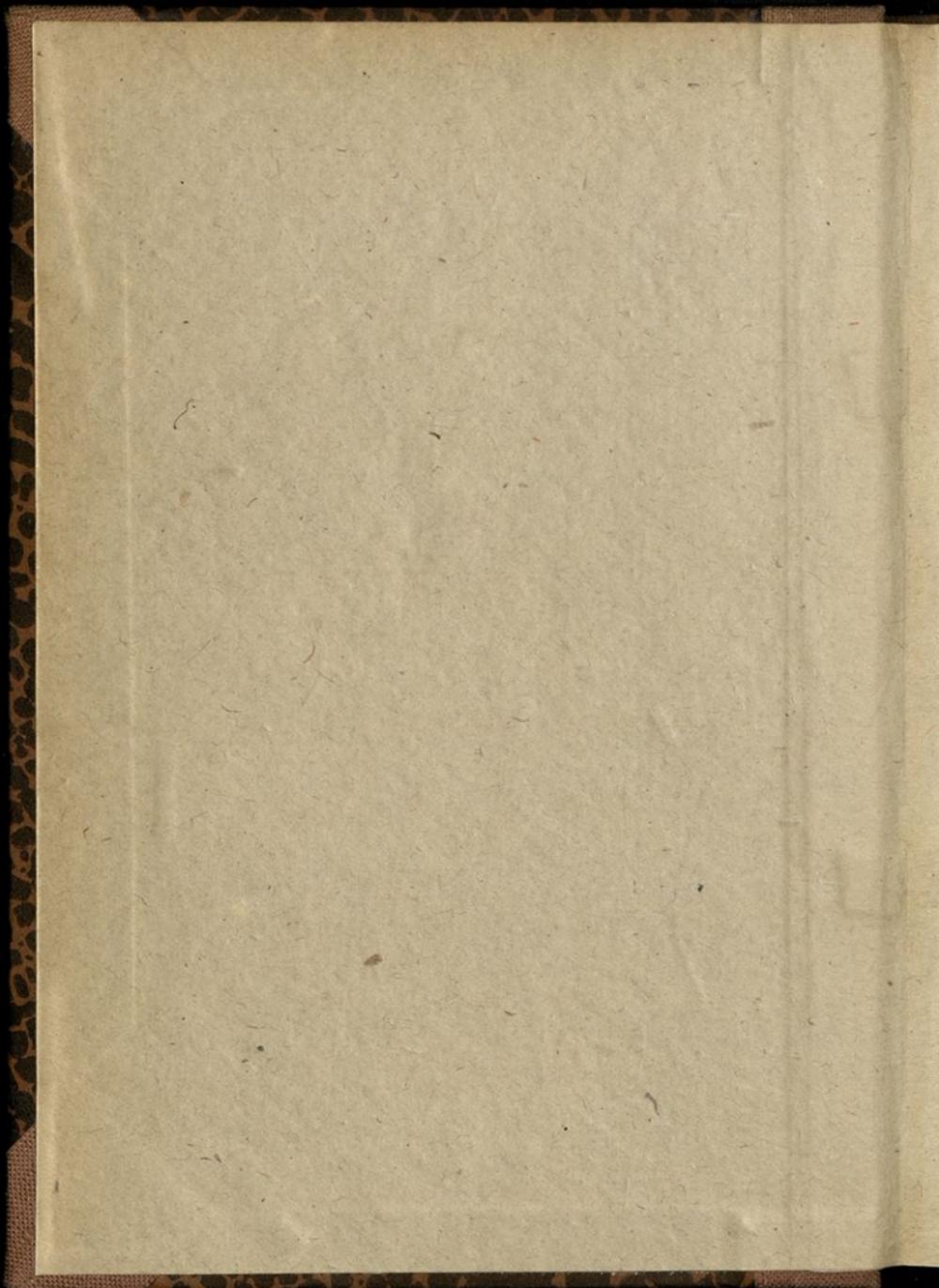
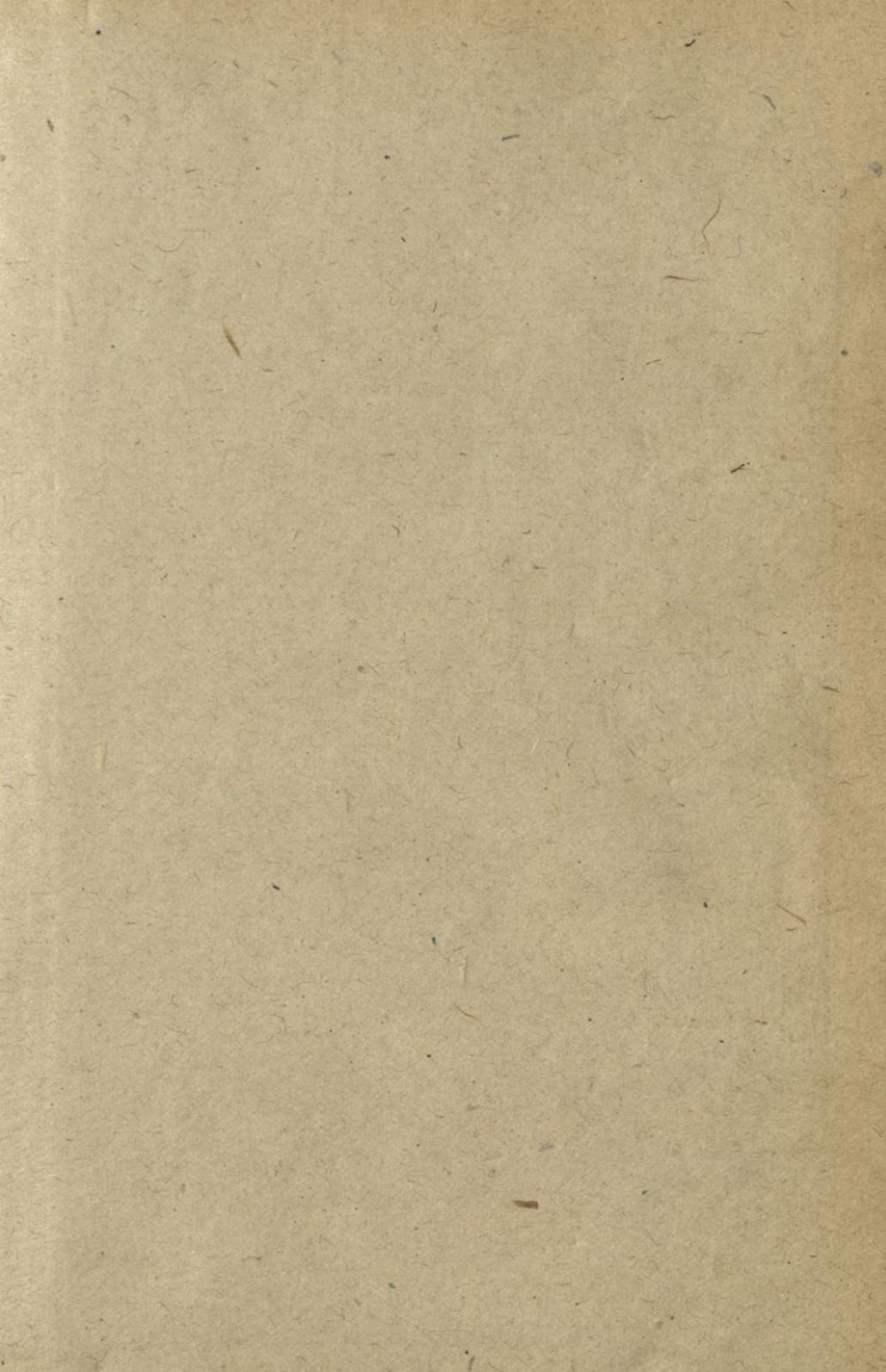
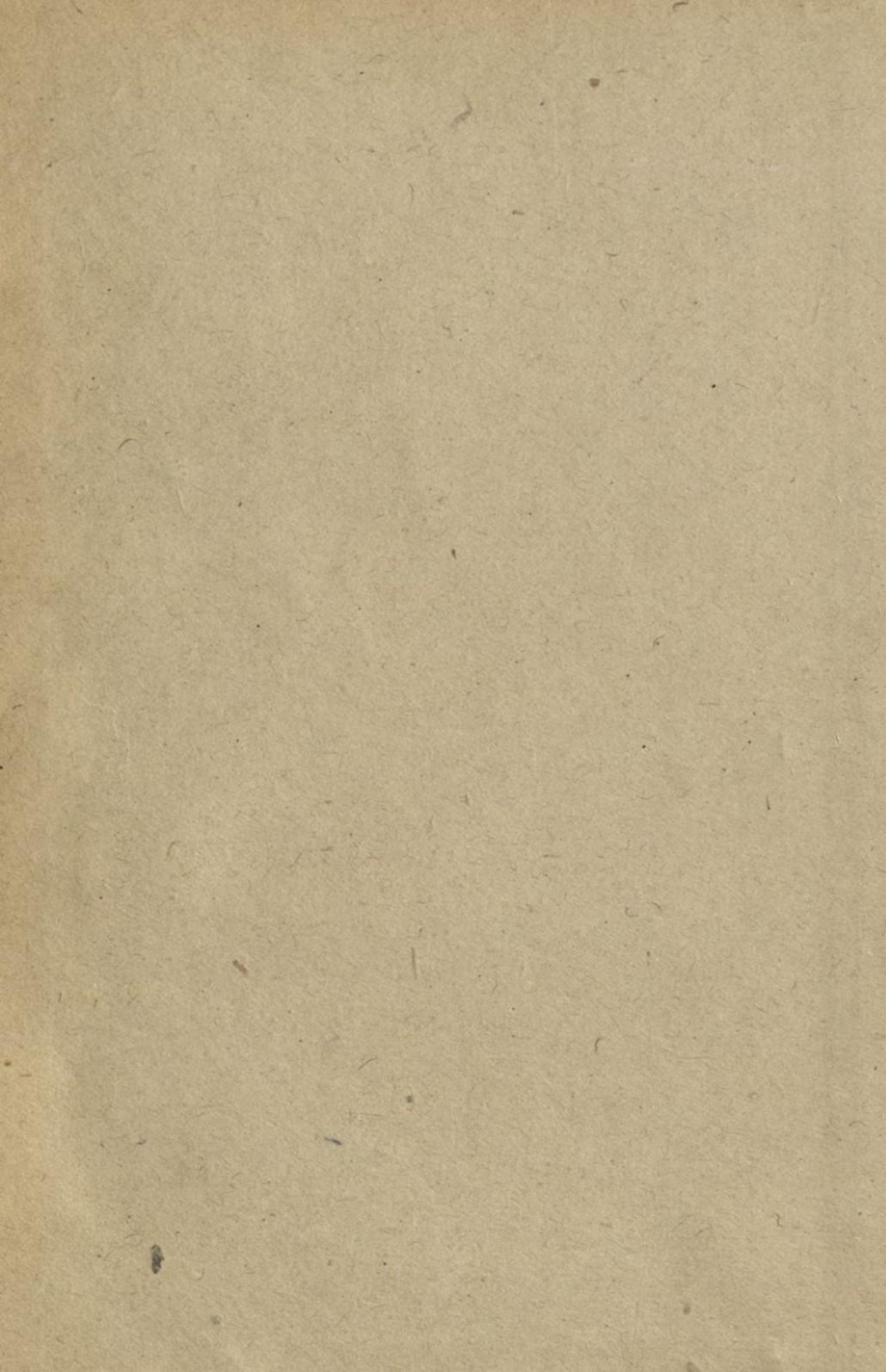


Narodna in univerzitetna knjižnica  
v Ljubljani

77707







Narodna in univerzitetna knjižnica  
v Ljubljani

77707

Z:

# TOTES WASSER

EIN ROMAN AUS HABSBURGER LANDEN



MOTTO: „L'ignorance ignore. La science  
sait que tout est mystère.“

(Baronne de Knorr: Pensées du Soir.)



□□□□ LAIBACH 1907 □□□□

DRUCK UND KOMMISSIONSVERLAG VON

z IQ. V. KLEINMAYR & FED. BAMBERG z







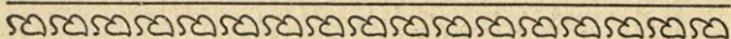
Marie von Pistorhorsk  
(Fran Helicz.)

IWAN DELICZ:

# TOTES WASSER

EIN ROMAN AUS HABSBURGER LANDEN

---



Motto: „L'ignorance ignore. La science  
sait que tout est mystère.“

(Baronne de Knorr: Pensées du Soir.)

LAIBACH 1907. 222 DRUCK UND KOMMISSIONS-  
VERLAG VON IG. v. KLEINMAYR & FED. BAMBERG.

77707



030052499

Der deutsch-österreichischen

Schriftsteller-Genossenschaft

huldigend dargebracht



## I.

Durch die Zeitungen lief eine zum Nachdenken anregende Notiz.

„Totes Wasser“ lautete ihre Überschrift. Darin wurde mitgeteilt, daß auf Veranlassung der schwedischen Regierung wissenschaftliche Untersuchungen höchst eigener Art im Gange seien. Es handle sich nämlich um die Erforschung eines Phänomens, welches von skandinavischen Fischern mit dem Namen „Dödvaud“ (wörtlich „totes Wasser“) bezeichnet und von diesen in ihren Meeren beobachtet, ja angstvoll gescheut wird. Jener merkwürdigen Naturerscheinung begegnet man meist in der Nähe der Küste, namentlich bei der Mündung größerer Ströme. Und jenes Schreckgespenst der See ist besonders darum ebenso seltsam wie gefahrvoll, weil nicht nur Ruderboote, sondern auch Segelschiffe, sobald sie ins „tote Wasser“ geraten, plötzlich stillstehen, nicht mehr vorwärts können und keinem Steuer mehr gehorchen. Ja, mitunter ist diese hemmende Kraft des Wassers sogar so groß, daß sie selbst Dampfschiffe in der Fahrt aufhält. Um so rätselhafter aber erscheint jenes Naturgeheimnis, als es seither noch keinem gelang, dessen Entstehung zu erklären. Nur vage Vermutungen weisen auf gewisse Veränderungen in der Zusammen-

setzung des Wassers, als auf die eigentliche Grundursache des sogenannten „Dödvaud“. Doch was nun heute die Wissenschaft mit allen Hebeln ans klare Tageslicht zu fördern bestrebt ist, das nahmen die Alten fraglos auf, als eine Art Fatum — als ihres Schicksals unumstößliches Machtgebot! Ja, die Weltgeschichte weiß davon zu berichten, daß das „tote Wasser“ bei mehreren historisch wichtigen Ereignissen sogar eine ausschlaggebende Rolle gespielt.

So geschah es unter anderem, als auf Befehl Perianders die Kinder des Adels zu Korinth verurteilt und aufs Meer ausgesetzt wurden, daß jenes Schiff, welches die Schuldlosen trug, da plötzlich, trotz gut gehenden Windes, aufgehalten ward und nicht von der Stelle kam.

Glich das nicht einem Schicksalshohne auf die Klugheit dieses Weltweisen sowie auf seinen bis heute noch berühmten Wahlspruch: „Jegliches vorbedacht“?!

So seltsam und geheimnisvoll jedoch auch die geschilderte obige Naturerscheinung sein mag, wieviel seltsamer und geheimnisvoller noch ist es zu beobachten, wie sich das ähnliche Schauspiel immer und immer wiederholt auf dem Meere des Lebens. Und hier wie dort ist der Vorgang gleich unerklärlich — rätselhaft. Saht ihr da nicht — ach so oft! den Siegesgewissen, den schon im voraus von eigenen Triumphen Berauschten, oder gar so einen Übergesunden, einen von jenen, die — physisch und moralisch wetterhart — gegen jeden An-

prall des Schicksals gefeit scheinen, urplötzlich in solch feindliche Strömung geraten? . . . Da gab es kein „Vorwärts“, kein „Zurück“ mehr. Wie von Riesenfaust besiegt, mußten sie, angesichts ihres lockendsten Zieles ins Nichts versinkend, elend zugrunde gehen. Denn in „totes Wasser“ führte ihre Lebensbahn!

Ob man dies „göttliche Fügung“ nennen, ob man es „blinde Schicksalslaune“ schelten mag: — an der Tatsache ändert die Auffassung garnichts — — — — —

Noch völlig unter dem Eindruck jener oben erwähnten, merkwürdigen Zeitungsnotiz, einem ähnlichen düsteren Ideengange folgend, hält eine schöne Frau soeben Rückschau auf ihre bisherige Lebensfahrt. Zwar in „totes Wasser“ hatte dieselbe sie allerdings nicht gebracht, sie aber wohl durch manch günstigen Windstoß, durch so manche Stromschnelle, ungeahnten, kaum jemals erträumten Zielen zugeführt.

„Eine schöne Frau“ habe ich diese Grüblerin genannt — ja, war sie denn wirklich „schön“ zu nennen, die große blonde Baronin Preyck, in deren weichen Zügen ein strenger Kritiker wohl schwerlich die klassische Schönheitslinie zu entdecken vermocht? Und doch — wenn man sie bei der Unterhaltung beobachtete, sprühend von Daseinslust, voll von Liebreiz, da mußte man sich's gestehen, sie ist ebenso regellos schön wie das Leben selbst, das wir alle lieben, trotz tausendfacher „aber“ und „ach“.

Ja, das eben war Melanie Preycks geheimer Zauber: alles in ihr war Leben, eine individuelle Wunderkraft ging von ihr aus. Es steckte so viel Gesundheit in ihr — körperliche und geistige Gesundheit!

Auch mit siebzehn Jahren war sie keine anämisch - hysterische „höhere Tochter“ gewesen. Nein, so ganz und gar ein urwüchsiges, blühendes, junges Mädchen alten Schlages, frisch, hold, ungekünstelt, wie eine Wiesenblume.

Und gerade weil solches ein gar so seltener Vorzug zu sein pflegt, hatte der erste Anblick Melanies damals auch so überstark auf den alternden Junggesellen, Baron Preyck, eingewirkt, daß er, der ahnenstolze Kavalier, nicht davor zurückgeprallt war, sie, die Tochter eines bürgerlichen Apothekers, zu seiner Gattin zu erheben und das schlichte Fräulein Seidl in eine vielbeneidete Freifrau zu verwandeln.

— — — O, wie gut erinnerte sie sich eben noch jenes ersten, schicksalsschweren Zusammentreffens!

Ein glühender Julitag war es. Auf das kleine niederösterreichische Landstädtchen, wo „Seidls Apotheke zum Salvator“ in so hohem Ansehen stand, brannte die Mittagssonne — sengend, erbarmungslos. Melanie, kürzlich erst aus der vornehmen Wiener Klosterschule heimgekehrt und sich nun ganz dem Genusse unbeschränkter Freiheit hingebend, durchstreifte froh den ländlich-hübschen Ort und belustigte sich am bunten Treiben des Marktplatzes. Natürlich war sie nicht wenig stolz darauf, hier

überall wie eine illustre Persönlichkeit erkannt und ehrfurchtsvoll begrüßt zu werden. „Grüß Gott, Fräulein Melanie“! oder gar: „Küß' die Hand, gnä' Fräulein“, scholl es ihr von allen Seiten entgegen. Und dabei hatte sich manches Haupt eines örtlichen Würdenträgers respektvoll vor ihr entblößt.

Mitten in diesem Triumphzuge kindlicher Eitelkeit aber war sie aufstutzend stehen geblieben... Das Geheul eines Hundes drang jammervoll durch alles menschliche Stimmengewirr. Mit raschen Schritten durchflog Melanie die dichtgedrängten Gruppen der Marktleute. Ihr feines Gehör hatte sie in der Fährte nicht getäuscht; im nächsten Moment schon sah sie sich einem Opfer menschlicher Roheit gegenüber.

Ein großer Zughund, vor einen Milchkarren gespannt, aber jetzt mit weit vorgestreckter, schaubedeckter Zunge todmüde am Boden kauern, wollte oder konnte offenbar seine Last nicht mehr weiter ziehen. Nichtsdestoweniger hieb sein Herr — der Besitzer jenes Milchwägelchens — erbarmungslos, mit geschwungener Gerte auf das Tier ein, während dieses bejammernswerte Geschöpf seinem Peiniger nur durch völlig fruchtlose Versuche des Aufstehens zu gehorchen trachtete. Jedesmal aber sank es wieder wehklagend nieder und hob dann seine blutende Pfote, in die sich wohl ein Glassplitter eingezwängt, heulend empor.

Welch ein Anblick!

O, die temperament- und gemütvolle Melanie war nicht geschaffen, um solcher Niedertracht müßige Zuschauerin zu sein! Wohl wissend aber, daß sie allein hier nichts auszurichten vermochte, flog sie, schnell wie ein Pfeil, dem väterlichen Hause zu, das glücklicherweise nur durch eine Gasse vom Markte getrennt lag. Wie sie nun so über den sonnen-durchglühten, weiten Platz dahinjagte, da trieb ihr Hitze und Zorn das Blut in heißen Wellen zu Kopf. Atemlos glaubte sie momentan zu ersticken. Mit hastigem Griff riß ihre Hand den beengenden Brustlatz aus dem leichten Matrosenbluserl, das ihre Jugend und Anmut so reizend kleidete und aus welchem nun der volle schneeige Hals, entblößt, so wunderbar hervortrat.

Was wußte Melanie, wie berückend sie so war, als sie endlich am Ziele stand.

Ach, und gerade da löste sich ihr zum Überfluß auch noch die goldene Flechtenkrone auf dem Haupte . . . Wie ein gleißender Mantel überflutete ihr reiches Gelock die üppigen Schultern, den festgefügtten, herrlichen Nacken. Gleich einer Wagnerschen Sagengestalt trat sie so — strahlend von Jugend und Kraft — als etwas durchaus nicht Dahingehöriges in die väterliche Apotheke.

Ja, sie war auch tatsächlich aller Wirklichkeit entrückt. Sie sah, sie hörte nichts, als jene letzte Schreckensszene, einzig vom heißen Herzensdrang beseelt, da so schnell als möglich wirksam zu helfen.

In anderer Geistesverfassung wären Melanie sonst wohl auch, gleich beim Eingang, der elegante Kutschierwagen und die silbergeschirrten Rappen Baron Preycks aufgefallen. Eben jenes in der ganzen Gegend als Herzensbrecher so berühmten Chlodwig Preyck, von dem sich alle weiblichen Wesen erzählten, daß er niemals heiraten werde, weil er voraussähe, es vermöchte doch keine Frau ihn je dauernd zu fesseln. Eigentlich hatte auch Melanie sich längst schon für ihn interessiert, ohne ihn persönlich zu kennen. Aber umgeben vom Nimbus seiner galanten Abenteurer erschien er dem romantischen Mädchen wie eine Art Märchenprinz.

Trotzdem bemerkte sie ihn jetzt garnicht, wie er soeben bei ihrem hastigen Eintritt, auf jenem großartigen, roten Sammetfauteuil thronte, der für die harrenden Honorationen in der Apotheke bereit stand.

„Papa! Papa! Du mußt gleich kommen und mir helfen!“ rief Melanie dem Vater atemlos entgegen.

Baron Preyck, der in vornehm nachlässiger Pose, ein Knie übers andere geschlagen, höchlichst gelangweilt, wartend dagesessen, hob nun, wie vom Ungestüm eines Wirbelwindes aufgeschreckt, den Kopf. Er zwängte sich das Monokel ins scharfblickende Kennerauge. Und wahrhaftig! indem er zu diesem jungen, reizenden Wildfang aufsaß, da ging über sein schönes, aber doch bereits merklich gealtertes Gesicht ein jähes Leuchten, das ihn selber um ein Jahrzehnt wohl verjüngte.

Elastisch wie ein Adolescent war Baron Chlodwig emporgeschnellt. Mit seiner hohen, schlanken Aristokratengestalt stand er dem jungen Mädchen gegenüber, als der geborene Eroberer. Ja, wie er dann noch, mit scheinbar innigster Teilnahme, auf den Grund ihres Herzenskummers einging und sich sogar dringend erbot, die liebeliche Samariterin, behufs möglichster Beschleunigung ihres Rettungswerkes, persönlich im eigenen Wagen an den Schauplatz ihres Tatendurstes hinzubefördern — da kannte Melanies Bewunderung für den ritterlichen Mann keine Grenzen mehr. Gewiß, der berühmte Bayard — „sans peur et sans reproche“ — er mußte gerade so ausgesehen haben wie Chlodwig von Preyck — ein Muster männlicher Schönheit und Rittertugend!

Bei diesem Gedanken aber geriet das siebzehnjährige Mädchenherz mächtig ins Pochen.

Der Baron, fürsorglich auf ihr Wohl bedacht, wollte Melanie noch ermahnen, sich ihres erhitzten Zustandes wegen doch zur Fahrt mit einer Umhülle zu versehen. Allein sie schüttelte nur lachend den Kopf. „Warum denn? Gerade weil mir heiß ist, wird die Abkühlung ja wohl-tun“, meinte sie sorglos.

Selbst während Preyck dann die für ihn bereiteten „Schlafpulver“ — deren er zeitweise nicht mehr entraten zu können glaubte — bezahlte und an sich nahm, fand das tolle Mäd-  
del nicht einmal Zeit, ihren aufgelösten Zopf aufs neue zu befestigen. Kaum daß der freiherrliche Rosselenker als solcher seinen Posten eingenommen, da schwang sie sich auch schon,

alles vergessend, flink wie ein Vöglein auf den hohen Kutschsitz, wo der Baron sie eingeladen, an seiner Seite Platz zu nehmen.

„Herrliches Mädchen!“ dachte dieser, „so sprühend von Gesundheit und Temperament. Ob man an solcher Seite nicht selber noch einmal wieder jung werden könnte?“

Aus seinen strahlenden Blicken aber, mit welchen er die blühende Fahrtgenossin maß, vermochte man vielleicht schon eine gewisse Bejahung dieser Frage zu lesen.

Und blitzschnell sauste das lustige Gespann dahin, daß die Funken stoben. Auch seine Rappen schienen heute in übermütigster Laune, ja, wie angesteckt von der Stimmung ihres Herrn. Diesem aber tat es gar zu leid, daß das Ziel der Fahrt nur der so nahe Marktplatz und nicht irgend eine ferne Oase der Glückseligkeit war. Denn, momentan wenigstens, fühlte sich Chlodwig Preyck jung, närrisch jung. Schon kam er sich vor wie ein Wiedergeborener. O, das mußte da neben ihm doch eine allgewaltige Zauberin sein, die solch ein Wunder an ihm, dem Alternden, noch zuwege gebracht!

Bei der Heimkehr erfuhr dann der Herr Apotheker — der, nebstbei bemerkt, durch seine scharfen Brillengläser die Situation nur allzu genau übersah, — daß der freigiebige Grandseigneur den bewußten Hund natürlich sofort, um hohen Preis, seinem Peiniger abgekauft und dann Fräulein Melanie geschenkt, „zur Besiegelung unserer so rasch geschlossenen Freundschaft“, wie er sich ausgedrückt hatte.

Papa Seidl war entzückt. Weniger zwar über den Besitz des zottigen Köters, als über die Zukunftsaussichten für sein Töchterlein, die das dankbare Tier, als einen Lohn der guten Tat, mit ins Haus zu bringen schien.

„Wer wollte es leugnen: — auch heute geschehen mitunter noch Zeichen und Wunder. Das Sprichwort sagt: Wer das Glück hat, führt die Braut — warum also nicht auch den Bräutigam — heim!“

Ach, wie gut entsinnt sich Melanie noch eben jenes neckisch-zuversichtlichen Tones, in dem ihr lieber alter Papa dereinst so zu ihr sprach...



## II.

Und dann kam es damals wirklich — das große Glück, das nie geahnte!

Der stolze Baron Preyck warb um ihre Hand. Im bräutlichen Schleier stand sie bald als sein angetrautes Weib neben ihm am Altar und währte die Engel im Himmel dazu jauchzen zu hören.

Papa Seidl sogar war so froh, daß er die Tochter beim Verlassen der Kirche nicht einfach auf den Mund küßte, sondern sich den Scherz leistete, Melanies Hand nur devot an seine Lippen zu drücken und sie selbst als „Eure freiherrliche Gnaden“ zu beglückwünschen.

O, wie war dies doch alles so seltsam, so freudig aufregend! Schien es ihr nicht, als beträte sie ein Feenreich, wo sie für immer weit über allem Kleinlichen thronen werde?! Ah, jetzt würden wohl auch sie wie zu einer Ebenbürtigen zu ihr aufschauen, alle diese hochmütigen kleinen Komtesseln und Baronesseln, mit welchen Melanie Seidl im Salesianerkloster zwar die gleiche Erziehung, nie aber die gleiche Stellung genossen hatte. Was für Augen würde zum Beispiel diese impertinente Komtesse Mizi Lobenfels machen, wenn sie die „Apothekerstochter“ nun als Freifrau von

Preyck widersah! Vielleicht entsann sie sich dann doch mit Beschämung jener kleinen Szene, wo das frische Bürgerkind einmal ganz naiv zu ihr geäußert: „Was gäbe ich darum, könnte ich nur so schlank sein wie Sie!“ und die Komtesse dann so boshaft witzelnd geantwortet: „Nun ja — ein Bierseidel ist eben kein feiner Champagnerkelch!“ — — — Oho, und jetzt trug sie dennoch die siebenzackige Krone — eine Aristokratin war sie geworden: *Melanie Baronin Preyck!*

Wie sie sich am Klange dieses Namens berauschte! Ihr kindlicher Geist ergötzte sich an derartigen Vorstellungen, sie ward trunken davon wie vom feurigen Wein...

Ach, aber zu bald nur schwand die holde Illusion. Nur zu bald schon fühlte die junge Frau, daß diese glückverheißende Krone ihr mehr und mehr zur Dornenkrone ward. Nicht etwa, daß man sie in der Familie ihres Gatten nicht freundlich aufgenommen. O nein, dies hätte Chlodwig wahrlich nicht geduldet, ebensowenig wie er der vornehmen Gesellschaft, in welche er seine Erwählte eingeführt, auch nur die leiseste Zurücksetzung der Gemahlin verziehen hätte. Und alle diese Leute kannten ihn gut! Sie wußten, er konnte der beste, der liebenswürdigste Mensch von der Welt sein — aber es gab eine Grenze: darüber hinaus ward er sehr unduldsam... gefährlich sogar! So wagte es niemand, Chlodwigs Zorn herauszufordern.

Nichtsdestoweniger hätte Melanie mit mehr Einfalt, als sie besaß, gesegnet sein müs-

sen, wäre ihr nicht diese von Freundlichkeit überzuckerte Herablassung, mit der man ihr zuvorkam, schmerzlich aufgefallen. In Wort und Ton lag immer so etwas von „christlicher Milde“ oder erzwungener Höflichkeit, wenn man zu ihr sprach... Und dann dieses beleidigende Auskultieren ihres innersten Wesens! Mit halben Blicken, mit halben Worten, feig-verstohlen, tippten sie an ihr herum, neugierig hinhorchend mit der stummen Frage: „Bist du so oder so, kurioses Menschenkind, aus einer andern Welt!“ Ah, wie ihr dies das Blut zu Kopfe trieb! Ha, wie das peinigte — wie das weh tat!

Einer freilich konnte sie selbst so etwas nicht übelnehmen, nämlich ihrer völlig erblindeten, greisen Schwiegermama.

Bigotterie und Hochmut waren allerdings auch im Herzen dieser Frau die herrschenden Charaktereigenschaften, allein Melanies weiches Gemüt fühlte doch gleich heraus, daß man jener Armen, in Anbetracht ihres maßlosen Unglücks, alles verzeihen müsse. Und schließlich fand die alte Baronin auch wirklich, mit dem eigentümlichen Tastsinn der Blinden, in ihrem fast erstarrten Herzen dennoch einen Platz für die Frau ihres Liebings, ihres „ritterlichen“ Chlodwig! Ja, sie gewann die unwillkommene Schwiegertochter lieb und lieber.

Nur mit Schwägerin Euphemia war es gar zu schwer auszukommen! Man wußte nämlich nie recht, woran man mit ihr war. Ein zweiter Talleyrand, schien ihr die Sprache nur dazu zu dienen, ihre Gedanken zu verbergen, nicht

um sie auszudrücken. Und gerade in Chlodwigs Augen galt diese seine einzige Schwester als das Muster aller Vollkommenheit und Vornehmheit. Wieder und wieder wurde sie Melanie im Benehmen als Beispiel vorgehalten.

Ein Glück nur blieb es, daß Baron Preyck selbst, von Natur durch und durch offen und gerade, wirklich ein Edelmann in des Wortes höchster Bedeutung war. Stets benahm er sich gut und ritterlich gegen seine junge Frau. Ja, diese lernte ihn achtungsvoll verstehen, wenn er sie auch anfangs durch seine lebemännische Leidenschaftlichkeit oft erschreckt und sie in ihrem keuschesten Empfinden — vielleicht unbewußt — verletzt hatte.

Als aber dieser ungleiche Ehebund durch die Geburt eines Kindes besiegelt, ja in Melanies Augen „von Gott gütig gesegnet“ schien, da mußten selbst die schlimmsten Prophezeiungen — wie solche gleich bei der Verlobung laut geworden — machtlos verhallen. Weil man weder Gatten noch Gattin etwas nachsagen konnte, so überließ man diese „Uninteressanten“ nunmehr einstweilig sich selbst und ihrem Schicksal. Vielleicht — so zischelten die bösen Zungen — boten sie doch späterhin noch einmal Anlaß, sich mit ihnen zu befassen. Für die chronique scandaleuse waren sie ja beide immerhin noch lange jung genug!...

Allein nicht die chronique scandaleuse war es, was ihnen nur zu bald schon die Aufmerksamkeit ihrer Standesgenossen und Bekannten in unerwarteter Weise wieder zugewandt. Nein, vielmehr ein in seiner Art ungewöhnlich

erschütternder Trauerfall. Baron Preyck, einer der besten und tollkühnsten Reiter, war auf der Schnitzeljagd mit dem Pferde gestürzt, und zwar so unglücklich, daß das im Laufe scheu gewordene Tier, plötzlich stolpernd und unter seinem Bändiger zusammenbrechend, Chlodwig mit gräßlicher Wucht gegen einen Baumstamm geschleudert hatte. Dieser jähe, gewaltsame Stoß zerschmetterte ihm das Genick. Als einen Toten trug man ihn heim zu seiner jungen Frau.

Fassungslos stand Melanie solchen Schicksalsschlägen gegenüber; das war keine erhellte Trauer, wie jedermann sah!

Hatte sie den um so viele Jahre älteren Gatten also doch so heiß geliebt, daß ihr sein Verlust nun wie die Zertrümmerung ihres eigenen Lebensglücks vorkam?

Oder war es nur, weil ihr jählings der einzige Halt gebrach, dessen ihr Dasein bedurfte, und den sie nun mit Chlodwig für immer verlor?

Der greise Schloßkaplan hatte gut trösten: ihm selber schien es, als spräche er in den Wind. Ebensowenig aber wie sie momentan den Trost der Religion begriff, ebensowenig verstand die kindliche Frau natürlich auch, was der kluge Hausarzt meinte, als er treuherzig gesagt: „Trösten Sie sich, Baronin, es war ein schöner Tod für ihn! Nicht jedem ist es vergönnt, so ‚im Sattel zu sterben‘. Einige Jahre später hätte Ihr Gemahl auf dem Siech-

bett geendet. O, und d e r Jammer — ich denke dabei nämlich an Sie — d e r Jammer wäre ja nicht auszudenken!“

Was wußte sie davon, wie sich der unbekannte Jammer der Zukunft wohl zu gestalten vermochte — groß genug war derjenige dieser hoffnungslosen Gegenwart.

Eines auch sah sie ganz klar: die bittere Vereinsamung, die namenslose Lebensleere, welche nun ihr Los ward. Denn, daß man seitens der vornehmen Verwandtschaft dafür sorgen würde, daß nicht ihr, der bürgerlich geborenen Mutter, die Erziehung des kleinen Freifräuleins überlassen bleibe, ja daß man ihr das eigene Kind auf jede Art zu entfremden, zu entreißen streben werde, dies war Melanie von vornhinein gewiß. Ebenso wie ihre eigene völligste Machtlosigkeit gegen solch überstarken herrischen Widerstand.

Vielleicht noch hätte der Einfluß der alten Baronin-Schwiegermama irgendwie Einhalt zu gebieten vermocht. Allein der große Kummer über des Lieblingssohnes Tod hatte auch der Greisin schwaches Lebenslicht nur zu bald ausgelöscht. Die Schloßfrau von Trautenau folgte Chlodwig ins Grab.

Da aber griffen Euphemias starke Hände ordnend ein, in das Geschick der Familie. Laut Testament verblieb zwar die junge Witwe lebenslänglich im Besitze der schönen und einträglichen Herrschaft Lößnitz, welche gerade an jenes niederösterreichische Landstädtchen stieß, in dem Melanies Vater seine Apotheke besaß. Doch eben dieser Umstand ließ es für

die Standesehre einer Baronin Preyck leider nicht wünschenswert erscheinen, daß sich am Ende gar ein zu reger Verkehr zwischen der vereinsamten Chatelaine von Löbnitz und dem Inhaber der Salvator-Apotheke herausbilden könnte. Und da es ohnedies ja auch für eine so junge und schöne Witfrau nicht recht schicklich war, ganz allein und nur auf sich selbst gestellt, weiterzuleben, so wußte Euphemia die Sache sehr geschickt anders einzufädeln. Die Schwägerin und deren herziges Baby, Mimi, mußten eben einfach zu ihr, nach Schloß Trautenau, übersiedeln.

Solcherweise hatte sie sich ein für allemal vollste Gewalt über Erziehung und Zukunft ihrer kleinen Nichte angemacht.

Melanie aber schien ihr nur gerade gut genug und dazu da zu sein, um zu allem freundlichst „ja“ zu sagen. Im übrigen jedoch hübsch respektvoll zur Seite zu treten.

Ah, darin aber hatte Baroneß Euphemia ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht! Die körperlich und geistig so kraftvoll entwickelte Melanie war keineswegs dazu angetan, sich blindlings beherrschen zu lassen. Moralisch wie physisch besaß sie eben ein viel zu starkes Rückgrat, um sich auf die Dauer gesinnungslos zu ducken!

So gestaltete sich beider Schwägerinnen Zusammenleben denn zu einer Art ununterbrochenem Krieg im Frieden, welcher auf der einen Seite mit raffiniert schlauer Taktik, auf der anderen mit offener Energie mutig ausgefochten ward.

Genußreich also erwies sich jene Kombination Euphemias für niemand.

Die Situation wäre wohl auch — namentlich mit dem Heranwachsen des Kindes — von Tag zu Tag unerträglicher geworden, hätte nicht das Schicksal selber ein Einsehen gehabt und den gordischen Knoten plötzlich gelöst.

Kein gewaltsamer Schlag war es, der diese Trennung endgültig vollzog — nein, sogar ein für Euphemia ebenso unerwartetes wie unglaubliches Glück. Sie, die bereits bedenklich spitz gewordene Erbin, hatte plötzlich das Wohlgefallen eines aristokratischen Dragoner-Rittmeisters in so hohem Maße erregt, daß er — Josef Graf Gaisperg zu Gaisperg und Pohlau — um ihre Hand warb, und die fast schon sitzengebliebene Baroneß, kraft deren Mitgiftszauber, nun zur glücklichsten Gräfin der Monarchie erhob. Wie sehr diese Mitgift bei seinem Entschlusse leider ausschlaggebend gewesen, das hatte Euphemias Eigenliebe und Selbstbewußtsein ihrem bräutlichen Herzen natürlich verhüllt. Andererseits aber konnte man es auch dem „feschen Pepi“ (diesen Namen hatte man Gaisperg im Regiment verliehen) nicht verargen, daß er, der allzu flotte und demgemäß stark verschuldete Kavalier, rechtzeitig bestrebt war, sich — wie er es nannte — „anständig zu rangieren“. Bei dieser Heirat also kamen beide Teile gut auf ihre Rechnung.

Und ebenso froh, wenn nicht womöglich noch glücklicher, über jenen Ausgang war Melanie. Jetzt endlich sollte doch ihr Kind ihr gehören — ihr allein!

Es war wirklich hohe Zeit, denn schon machte sich bei diesem merkwürdig entwickelten kleinen Dinge ein ausgesprochener Zug der Attraktion zu „Tante Femi“ geltend. Von „Tante Femi“ gelobt oder geliebkost zu werden, das galt dem Kinde schon jetzt mehr als ein Kuß der Mutter oder ein Lobeswort von dieser. Zuweilen auch sah man die lebhaft kleine Mimi einen Boa oder Sonnenschirm Euphemias erhaschen und damit einherstolzieren oder sich im Spiegel beschauen, wobei das putzige Äffchen bestrebt war, möglichst genau die strenge Miene, die stolze Attitüde der Tante nachzuahmen. Schien ihr die Leistung besonders gelungen, da klatschte sie wohl gar vor Freude in die Hände und jubelte laut in ihrem drolligen Kinderidiom:

„Ganz so sön und so e'gant wie Tante Femi!“

„Wer ihr nur solche Narrheiten einredet?“ hatte Melanie dann immer ärgerlich gedacht, eifrig bestrebt, das Übel gleich mit der Wurzel auszurotten. So hob sie einmal die Kleine vor den Spiegel und sagte: „Wart', ich will dir gleich einen Affen zeigen“. Und auf das nun erscheinende Reflexbild hinweisend, frug sie: „Kennt Mimi wohl den schlimmen Affen?“

Das kluge Geschöpfchen aber drehte gewandt den Spieß um und antwortete lachend: „Warte, Mama, ich zeige dir auch die Mutter des Äffchens — da, schau einmal her: das bist also du!“

Alle diese Bilder der Vergangenheit — vielleicht ganz besonders eindringlich gerade diese letzte kleine charakteristische Szene aus

Mimis Kinderleben — waren am Erinnerungsblicke der Baronin Preyck soeben vorübergerauscht.

Jenes Zeitungsblatt, dessen Notiz all diese Reminiszenzen in ihr wachgeschreckt, lag, unbemerkt niedergeglitten, schon vergessen am Boden. Aber die blauen Augen Melanies schweiften, dem einmal angeregten Ideengang folgend, grübelnd ins Weite — — —

Hatte sie — so fragte sie sich nun — wohl damals das Rechte erwählt und getan, als sie die Erziehung ihres so reich begabten und doch so schwierig, weil allzu kompliziert veranlagten Kindes schließlich dennoch in fremde Hände gelegt? War es unbedingt nötig oder auch nur gut gewesen, daß sie ihre so völlig anders geartete Tochter, gleich einst ihr selber, im Kloster der Salesianerinnen zu Wien ausbilden ließ? War sie dadurch vielleicht gar selbst schuld an jenem unbegreiflichen Entfremden, mit welchem ihr einziges Kind, das Liebste, was sie auf Erden besaß, jetzt der Mutter gegenüberstand?...

Ließ sich denn solche trennende Kluft nicht noch rechtzeitig überbrücken?... Und sie selbst — die bei ihren sechsunddreißig Jahren noch so blühende, herrliche, junge Frau — sollte ihr eigenes Leben keinerlei heißen Freuden zustreben? Keiner, wenn auch noch so trügerischen Hoffnung mehr Raum geben? „Wie?“ so frug sich Melanie jetzt angstvoll — „wäre ihr Lebensschifflein wohl gar schon in ‚totes Wasser‘ geraten?“



### III.

Das Originellste und Reizendste, was es neuerdings auf Schloß Löbnitz zu sehen gab, war das jüngst hergerichtete japanische Boudoir: das Zauberreich Mimis! Wie graziös und künstlerisch-geschmackvoll hier alles in einander gefügt war — scheinbar nur toller Laune nachgebend und dennoch jedem schärferen Beobachter ein wohldurchdachtes Raffinement verratend.

Eigenwillig präsentierte sich das leichte Bambusameublement in bizarrer und zugleich höchst eleganter Form. Überall Nischchen und Plauderwinkel von kostbaren seidengestickten Paravents versteckt, während farbenschöne, echt orientalische Teppichgewebe oder hie und da ein leuchtend weißes, chinesisches Ziegenfell, jeden indiskreten Schritt geheimnisvoll dämpften. Etagèren und Ständer, deren glänzender Lack auf seiner schwarzen oder roten Fläche die goldenen Phantasiegebilde japanischer Kunst so effektiv hervortreten ließ, diese zarten Zimmerzierden, zeigten die kuriossten Dinge beisammen. Traumselige, kopfnickende, zopfige Mandarinen aus buntem Porzellan, Drachen und allerhand Fabelgetier in

feinster Elfenbeinschnitzerei. Überdies eine Unzahl kostbarer Satsuma-Vasen verschiedenster Form, welche Mimis schlanke Hände so geschickt mit den schönsten Blumensträußen zu schmücken verstanden.

So erfüllte jenen eigenartigen Raum ein starker, man möchte sagen, fast aufdringlicher Duft. Denn nicht nur die blühenden Kinder Floras hatten hier ihren heißen Atem ausgehaucht, nein, auch von jedem Möbelstück, namentlich von den buntpfarbigen, zahlreichen Seidenpolstern, mit denen sich die Besitzerin so gern umgab, stob bei jeder Berührung ihr Lieblingsparfüm: *Extrait de tubéreuses*, auf. Und das ging auf die Nerven, bewußt oder unbewußt.

Wo mochte sich wohl Mimi diese Geschmackseinrichtung angeeignet haben? Im Kloster gewiß nicht. Wahrscheinlich also kam damit nur ihre ureigenste Wesenheit zum Ausdruck.

Mit Katzenanmut schmiegt sich soeben die feine Gestalt des jungen Mädchens in ein von weichen Seidenpolstern so behaglich zugerichtetes Eckchen des kleinen Bambussofa. Dabei treiben die schönen, aristokratischen Hände ein anmutiges Spiel mit einer jener japanischen *Bébépuppen*, welche zu den unerläßlichen Dekorationsstücken dieses asiatischen Kunsttempelchens zu gehören scheinen.

Plötzlich aber hält die Baroneß in ihrem launigen Getriebe ein. Horchend wendet sie den Kopf, springt auf und steht im nächsten Augenblick spähend am Fenster...

Richtig, da kam Onkel Gaisperg daher-  
gefahren!

Mimi tritt schnell wieder zurück und eilt vor den Spiegel, wo sie hastig ihre elegante Frisur ordnet. Mit sachgeübter Hand fährt sie sich auch rasch über die schönen, dichten Augenbrauen, denen sie so einen noch feineren, kühneren Schwung zu geben weiß. Dann aber kauert sie schon gleich wieder, einem trägen Kätzchen gleich, wohligh im Sofa. Wie wohl Onkel Josef, der sie heute zum erstenmal als Erwachsene wiedersehen wird, sie nun finden mag?...

Daß sie, mit ihren sprühenden Feueraugen und dem pikanten, feinen Stutznäschen, keineswegs zu den Häßlichen zählt — das weiß Mimi längst nur allzugut. Aber sie will mehr — sie will auch ihn entzücken, auch ihn bezaubern, den alten Frauenkenner! Trotz seiner Onkelwürde soll er ihr jetzt gleich ein wenig den Hof machen. Denn diesen kleinen Tribut fordert die jugendliche Kokette schon von jedem eleganten Herrn, als ein ihr zukommendes Privileg, als etwas Selbstverständliches!

Lange Zeit zum Grübeln bleibt ihr nicht. Ein eintretender Diener meldet: „Graf Gaisperg“.

„Ah!“ sagt Mimi mit gut gespielmtem Stauen, „ich lasse Seine Gnaden bitten, einstweilen hier bei mir einzutreten, da die Frau Baronin eben leider nicht zu Hause ist.“

Einen Moment später steht er vor ihr. Wahrhaftig dieser „Onkel“ kann sich sehen lassen! Riesengroß, das lustige, sonngebräunte

Gesicht mit den vornehmen Zügen noch so wunderbar frisch, daß man dem Grafen Gaisperg, trotz der weißen Flocken in Haar und Kaiserbart, immer noch den „fischen Pepi“ ansieht. So ganz der „liebe Kerl“ von ehedem, der tolle Drauf- und Durchgeher, der das Herz auf der Hand trägt — in einem Wort, der richtige Österreicher! Auch gemütlich, natürlich — ach, gar so gemütlich! Und erst recht, wenn er im Wiener Dialekt spricht, was beim Grafen stets der Ausdruck allerprächtigster Laune zu sein pflegt... Wahrscheinlich versetzte ihn auch soeben der Anblick seiner Nichte in sehr freudige Stimmung. Eine Sekunde lang hat er erst gestutzt, dann geht er mit seinen festen, großen Schritten auf sie zu, schlägt die Hände zusammen und ruft lustig wie ein Schulbub': „Sapperment, Mädlel, bist du aber a herziges Viecherl word'n!“

Schon hat er Mimi sans façon umarmt und nach Herzenslust abgeküßt.

„Ah, Onkel Peperl, bist du aber schlimm!“ schmollt die Geschmeichelte.

„Na, Tschaperl, hab' di nur nit so — weißt's ja eh', daß du zum Fressen liab bist. Eppa net?! Und so a alter Weibernarr wie i, sollt' sich da nit auskennen? Geh'! geh'!“

Dieses kleine stürmische Vorspiel hatte sich zwischen beiden immer noch stehenden Fußes abgespielt. Jetzt erst nötigte Mimi ihren Gast scherzend, im Plauderwinkel, neben ihr, Platz zu nehmen. Wie sie so die paar Schritte neben dem Grafen dahinging, musterte sie seine ritterliche Gestalt mit unverhehltem Wohl-

gefallen. Wie gut ihn dieser schlichte grüne Lodenanzug kleidete und wie prächtig diese gelben Pürschschuhe und gleichfarbigen Lederstutzen den edlen Bau seiner Glieder hervortreten ließen!

Was für ein unbegreifliches Glück hatte doch Tante Femi gehabt! Ja, ja, die verstand es mit Männern umzugehen. Mit jedem nur immer flott kokettiert, keinen einzigen wirklich jemals geliebt, und zuletzt — sozusagen „in der zwölften Stunde“ — solch Prachtexemplar zum Gatten erhascht... Wer das lernen könnte!...

„Sag, Onkel,“ nahm Mimi das Gespräch wieder auf, „findest du auch, daß ich Tante Femi so auffallend ähnlich bin?“

Der Graf zauste an seinem Schnurrbart. Über diese Frage verging ihm schon die Gemütlichkeit zum Dialektreden. So drückte er denn auch seine Antwort im reinsten Hochdeutsch sehr korrekt aus: „Ja, weißt du, Kind, das ist schwer zu sagen... Ich habe meine Frau eben etwas spät kennen gelernt und da hatten ihre Züge und Formen schon nicht mehr diese weiche Rundung wie die deinen.“

„Schmeichler!“ lachte Mimi nur kokett. Tiefbefriedigt gab sie dem Gespräch eine andere Wendung.

„Was meinst du denn, Onkel, zu dieser tollen Idee von Mama, den heurigen Sommer in Kroatien zuzubringen?“

„Ah, dagegen läßt sich wirklich nichts einwenden. Herrliches Land! Sehenswert! Freu’

dich darauf, Kleine. Aber wie kam die Mama denn eigentlich auf diesen Gedanken?“

„Ja, das ist zu komisch, Onkel Pepi. Denke dir, im ‚Salon‘ las Mama zufällig eine sehr günstige Beschreibung des kroatischen Badeortes Stubica und da fiel ihr wieder ein, daß ja ihre verstorbene Mutter — die alte Madam' Seidl, weißt du —“

„Geschmackvoller wäre es schon, wenn du einfach ‚meine Großmutter‘ sagtest,“ unterbrach der Graf, unangenehm berührt, Mimis Spöttelei.

„Also, da meine ‚hochselige Frau Großmutter‘,“ fuhr die schöne Sprecherin etwas pikiert fort, „von Geburt doch Kroatin gewesen, deshalb will nun Mama, aus kindlicher Pietät, doppelt gern deren Heimatland kennen lernen.“

Auf dem Gesicht des Grafen war der erste freundliche Ausdruck fast verwischt. Ernst und vorwurfsvoll blickte er Mimi an:

„Weiß Gott,“ sagte er, „die alte Rasse war doch besser als die neue! Ihr pietätlosen Jungen spottet jeden Gefühls.“

„Wer behauptet denn das? O, ich habe doch auch Gefühl, Onkelchen, gewiß! Für dich sogar sehr viel — ein sehr gutes. Aber von Sentimentalität halte ich mich frei!“

Dabei suchte Mimi den erzürnten Ohm auch dadurch zu besänftigen, daß sie ihm ihre silberne Zigarettendose hinhielt. Indem sie dann ihre spitzen, rosigpolierten Nägel mit dem Scharnier spielen ließ, lachte sie ihm neckisch ihr bezauberndstes „S'il vous plait“ zu. „Ja-wohl, Onkel Peperl, rauchen wir schnell eine Friedenspfeife.“

In den Augen des alten Weiberfreundes sah man es bereits wieder lustig wetterleuchten. Und richtig, er verfiel auch schon in den Wiener Dialekt.

„Malefizmädel! Wann du mir das Ding da mit dein' oagen Schnoaberl anrauchen tust, meiner Seel', da bin i a nit mehr bö. Schau, nu gib mir noch a Busserl und sei brav. So!“

Kaum war solcherweise die Versöhnung schallend besiegelt, da benützte Mimi auch gleich den günstigen Moment, um einige Fragen zu stellen, die ihr wichtig schienen. „Also, mein herziger, fescher Onkel,“ plauderte sie, „auf deine Verantwortung hin freue ich mich nun rasend im Gedanken an Kroatien. Erzähle mir aber doch gleich etwas mehr davon. Gibt es dort nicht sehr viel schöne, alte Schlösser?“

Graf Gaisperg schmunzelte.

„Aber ja —: alte Schlösser und junge Schloßherren. Kannst davon träumen, Kind!“

Gerade jetzt, wo Mimi die Unterhaltung richtig dahin gelenkt, wo für sie die brennendsten Fragen der Neugier zu beantworten stehen, gerade jetzt, im ungelegensten Moment, war die Baronin selbst, von ihrem Ritte zurückkehrend, als Störenfried in das japanische Zaubereich der Tochter eingedrungen.

Im Amazonenkostüm nahm sich ihre junonische Gestalt ganz besonders imposant aus. Auch lieb die leichte Erhitzung durch den letzten scharfen Trab ihrem hübschen Gesicht ein auffallend frisches, jugendliches Inkarnat.

Mit offener, ungekünstelter Herzlichkeit streckte Melanie dem Schwager beide Hände entgegen.

„Grüß Gott, Josef! Welche Freude, dich hier zu sehen!“

Ritterlich zog er ihre Rechte an die Lippen.

„Die Freude ist jedenfalls ganz auf meiner Seite, du Liebe, du Gute“, diese Worte sprudelten ihm nur so aus der Seele.

„Ja, und wie du wieder ausschaust, Melanie!“ fuhr der Graf entzückt fort, „wahrhaftig wie das Leben! Man wird förmlich gesund, wenn man dich ansieht.“

Ohne jede Affektation lächelt die Bewunderte vergnügt mit Augen und Mund. Solches Lob freut sie — warum also ihr wahres Empfinden verstellen? Dazu war ihr echtes Kindergemüt wirklich zu unverdorben! — Dem Schwager einen leichten Schlag auf die Schulter gebend, drückte sie jenen Riesen dann frohlaunig so herzlich in den nächsten Bambussessel, daß das leichte Geflecht unter seiner Last zu zerbrechen drohte.

Allgemeines Gelächter.

Die Stimmung stieg sofort auf den Höhepunkt der Gemütlichkeit. Das heißt, lustig waren dabei allerdings eigentlich nur Gast und Hausfrau. Mimi fühlte sich durch die lebhaften Manieren ihrer Mama soeben, wie so oft schon, zu arg chokiert. Und sie machte dazu Augen — Augen — ja, es war komisch, wie sie in solchen Momenten ihrer hochgeborenen Tante Euphemia ähnlich sah! Derselbe zuckende Spott um den feingeschnittenen Mund, dasselbe nervöse Emporziehen der Achseln.

Nur der Graf schien von dem allen nichts zu sehen oder absichtlich nichts sehen zu

wollen. Er blieb jetzt ganz Auge und Ohr für die Schwägerin. Ihr gegenüber war er überhaupt stets um so aufmerksamer, je mehr seine Frau es in dieser Beziehung oft genug an Rücksicht fehlen ließ. Und wirklich, es plauderte sich auch mit wenigen Menschen so ehrlich und genußreich, wie mit der über alle Maßen natürlichen Melanie. Mußte man sie denn nicht auch gern ansehen, wie sie eben wieder, ohne jede bewußte Koketterie, den Kopf in beide Hände zurücklehnend und die herrliche Büste unter einem tiefen, kräftigen Atemzuge weitend, fröhlich ausrief: „Ja, wahrhaftig, es geht doch gar nichts über so einen guten Ritt! Und läßt man sich erst im tollen Galopp so wonniglich wiegen, ah, da fühlt man sich tatsächlich neugeboren, neubelebt! In der frischen, reinen Luft wird einem der Kopf klar, von Sorgen und Grillen aller Art frei. Ich glaube wirklich, auch unser innerer Mensch hat sozusagen eine Lunge, mit der er reine Luft gierig einsaugt!“

„Natürlich!“ bestätigte Josef Gaisperg, „das versteht vielleicht niemand besser als ich. Aber eben nur ganz, d. h. auch innerlich ganz gesunde Menschen, können uns solches nachempfinden, diesen Naturtrieb begreifen. O, köstlich, wenn einem Wind und Wetter jeden Falsch aus der Seele bläst und alle Weltnarrheit samt ihren unnützen Faxen dazu!“

Daß er jetzt nicht im Dialekt sprach, das gehörte zu seiner besonderen Herzenshöflichkeit für die bürgerlich geborne Schwägerin, welche vielleicht eine Art kränkende Nonchalance in jener Sprechweise hätte sehen können.

„Es freut mich,“ fuhr also Graf Gaisperg, korrekt redend, fort, „es freut mich aufrichtig, daß du diesen Sommer nach Kroatien gehen willst. Wie wirst du, als echte Naturfreundin, dieses schöne Land und seine interessanten, liebenswürdigen Bewohner genießen!“

„Du kennst Bad Stubica?“ frug eifrig die Baronin.

„Nein, leider nicht durch persönlichen Augenschein, allein ich habe sehr viel Gutes darüber gehört. Gib acht, ob Ihr da nicht auch noch mit der berühmten ‚Gräfin Daša‘ zusammentrefft. Die spukt nämlich überall herum, wo es in Kroatien schön und mehr oder weniger einsam zu sein pflegt.“

„Gräfin Daša — ei, wer ist denn das?“ beteiligte sich nun auch Mimi plötzlich voll Neugier am Gespräch. „Sag, Onkel, das ist gewiß eine von deinen alten Flammen? Hand aufs Herz, du hattest wenigstens einmal mit ihr einen kleinen amüsanten Flirt!“

Dagegen aber protestierte Graf Gaisperg mit erhobenen Händen. „Nie! niemals! Daša und — ein Flirt? Nein, wahrhaftig, das hätte sich schlecht gereimt!“

„Ach, so garstig also ist jene Arme?“ frug die unbarmherzige Inquisitorin weiter. Baronin Melanie aber, von dieser Taktlosigkeit schmerzlich berührt, äußerte gleich, die Tochter entschuldigend:

„Verzeih’, lieber Josef, Mimi ist noch ein Kind und ein Narr kann bekanntlich mehr fragen, als zehn Weise zu beantworten ver-

mögen.. Ich verstehe dich: es handelt sich wohl um eine ernste oder gar traurige Erinnerung.“

Der Graf schien entzückt. Seiner Schwägerin eine Kußhand zuwerfend, rief er in gewaltsam hervorbrechendem echt österreichischem Enthusiasmus: „Küss' das Herz, Melanie! Dein Zartgefühl weiß doch immer das Rechte zu treffen! Wirklich, eine recht ernste und traurige Geschichte ist's gewesen. Aber nicht meine Geschichte, sondern die eines Freundes...“

„Genug an dem: was auch die arme Daša im Leben angestellt, immer entsprang ihr Handeln nur edlen Motiven. Meine teure Femi zwar fällt fast in Ohnmacht, wenn sie jetzt zufällig einmal ihrer ehemaligen Freundin begegnet. Ich aber, für meinen Teil, bleibe dabei, daß jene vielverleumdete Frau, im Vergleich zu hundert heuchlerischen Betschwestern, eine wahre Heilige, wenn auch eine sonderbare — ja, sogar sehr sonderbare — ist und bleibt. Und eines vergiß nicht, Melanie: solltet Ihr sie wirklich noch kennen lernen, so bestellt der armen Daša meinen ehrfurchtsvollsten Gruß.“

Die Hände im Schoß, in teilnahmslos müder Haltung, hatte Mimi diesem Schluß des so verheißungsvoll begonnenen Gesprächs zugehört. Sie war froh, als der Onkel sich nun erhob und seinen unwiderruflichen Aufbruch ankündigte. Heute war ja so wie so nichts mit ihm anzufangen, da er schon einmal in sein „sentimentales Fahrwasser“, wie sie es nannte, geraten war.



#### IV.

Wie schnell sich doch Frühling in Sommer verwandelt! So schnell, so schwindelnd, wie junge Liebe in gewitterschwüle Leidenschaft ..

Sommersonnenglück — lockendes, verheißungsvolles, wildbegehrtes und doch so gefährvolles in deiner verzehrenden Glut: sei hoch gepriesen, gleißendes, heißes, atemloses Sommersonnenglück!

... Wie schnell sich doch Frühling in Sommer verwandelt — — — — —

Auch an die Mauern von Schloß Löbnitz hat der Sommer mit seinen goldenen Glutstrahlen gepocht und dessen Bewohnerinnen daran gemahnt, daß es Zeit sei zum Aufbruch — zur Reise nach Kroatien.

Zwei Monate mochten seit dem letztgeschilderten Besuche des Grafen Gaisperg verstrichen sein, da war aus jenem damals nur nebelhaft auftauchenden Projekt bereits Wirklichkeit geworden: Der Schnellzug der Südbahn führte Mutter und Tochter soeben nach Agram. War es vielleicht Melanies entscheidendster Beweggrund gewesen, daß sie in dem romantischen fremden Lande, unter der Allgewalt völlig neuer, erhebender Eindrücke, das Herz

ihres Kindes mehr zur Ursprünglichkeit, zu einer natürlich-einfachen Empfindungs- und Denkweise zurückzuführen hofft und damit auch die rückhaltlose, echte Kindesliebe erwachen zu sehen? War das der Traum eines liebenden — ach, so lange — schmerzlich vernachlässigten Mutterherzens, nun, da konnte die Baronin sich wohl jetzt schon zu diesem Entschlusse gratulieren!

Denn nie noch sah sie die Tochter ihr eigenes Entzücken so unbeschränkt teilen, als jetzt bei der Ankunft in Kroatiens Landeshauptstadt. Wie überwältigt von den Reizen Agrams ließen beide Damen, sobald sie hier am Staatsbahnhof ihr Reiseziel erreicht, die Blicke voll Bewunderung und Entzücken umher-schweifen.

Überall Schönheit, Farben, Licht — rings-umher Leben, Streben und Kunstfreudigkeit! Vorbei an den farbenprächtigen Gartenanlagen des weiten, freundlich hellen Franz-Josef-Platzes, den der buntbewimpelte Kuppelbau des Kunstpavillons abschließt, führte der Hotel-omnibus unsere Ankömmlinge auf einer baum-besäumten, durch Wagen- und Passantenver-kehr belebten Chaussee zu immer reizenderen Punkten dieser sauberen, lachenden, lebens-frohen Großstadt.

Ein junger Mitreisender, der sich den Da-men als begeisterter kroatischer Patriot offen-barte — im Grunde sind dies ja alle Kroaten, — hielt es für seine Pflicht, die zweite hervor-ragende Eigenschaft seiner Nation: die L i e - b e n s w ü r d i g k e i t, zu bewähren und in

seiner unaufdringlichen Art jetzt Mutter und Tochter auf die Sehenswürdigkeiten Agrams aufmerksam zu machen. So zeigte er ihnen im Vorbeifahren mit unverkennbarem Stolz das auf dem Franz-Josef-Platze gelegene Palais des berühmten Malers Bukovac und dann — als man zu dem anstoßenden Akademieplatz gelangt war — dort das Standbild des im Jahre 1872 verstorbenen Nationaldichters Peter von Preradović. Auf jenes Monument hinweisend, konnte sich der lebhafteste Kroat nicht enthalten, begeistert auszurufen: „Sieht man es dem in die Ferne gerichteten Seherblick dieses Gottbegnadeten nicht an, daß er die Kunst verstand, seine Feder so kühn und so schwungvoll zu führen wie sein Schwert?!“

Wirklich, die kurze Strecke war überreich an mannigfachsten Eindrücken. Denn schon leuchtete wieder, inmitten neuer Blütenpracht, das geniale Kunstwerk des St. Georgs-Standbildes ihren Blicken entgegen. Und, kaum daß man sich nach dieser schwungvollen Phantasieschöpfung genügend umgesehen, da galt es schon wieder, das imposante Gebäude der südslavischen Akademie für Kunst und Wissenschaft ins Auge zu fassen. Mit gerechtfertigtem Stolze wußte der kroatische Cicerone nun auch von den unschätzbaren Sammlungen zu berichten, welche die weiten Innenräume bergen.

Als Melanie, von so viel Redestoff elektrisiert, nun schließlich dem liebenswürdigen Mitreisenden zu verstehen gab, daß ihr Interesse für sein Land insofern ganz besonders tief begründet, ja geheiligt sei, als ihre eigene Mutter

Kroatin gewesen, da kannte seine Begeisterung keine Grenzen mehr. Leuchtenden Blickes in überwallendem Herzensdrang redete der heißblütige Südländer sich immer mehr ins Feuer.

„Ja, meine Damen,“ sagte er, „es ist wahr: Sie sehen hier überall lauter Wunder, Wunder der Schönheit und Wunder der Kunst. Und ist nicht diese Hauptstadt — das vielbesungene ‚weiße Agram‘ der Poeten — an sich schon ein holdes Wunder zu nennen? Denn wie ein Phönix aus der Asche ging sie nur um so herrlicher, um so strahlender aus der Katastrophe des furchtbaren Erdbebens hervor. Was damals, im Jahre 1883, das Verderben der Stadt schien, das sollte ihr erst zur wahren Entfaltung ihrer Größe bestimmt sein! Ja, wenn Sie morgen, in Sonnenlicht gebadet, vom Farbenschmelz auserlesener Blüten umschmeichelt, auf dem Universitätsplatz oder auf dem anstoßenden Khuen-Hedervary-Platz lustwandelnd, daselbst all die prunkvollen Monumentalbauten bewundern, welche hier Kunst und Wissenschaft zum geheiligten Asyl beschert — dann, meine Damen, werden Sie sehen, wie das verständnisvolle kroatische Volk kein Opfer gescheut, um die Saat der Bildung, der Aufklärung zu säen. Aber mehr noch als das: Sie werden staunend erkennen, auf welch dankbarem Boden hierzulande jeder Geistesstrahl fällt. Denn dies beweist fürwahr überzeugend die merkwürdige Tatsache, daß alle jene Pflanzstätten der Kunst und Wissenschaft hier so unglaublich schnell, wie durch Zauber hervorgerufen sind. Ja, ja, so seltsam es klingt: Vor etwa sechzehn Jahren

erst war der stolze Universitätsplatz nichts anderes als — was meinen Sie wohl? Nichts anderes als — der städtische Viehmarkt!“

War es die ungesucht natürlich fließende und gerade dadurch so wirksame Rhetorik — waren es Motive rein persönlicher Sympathie für den Sprecher —: genug, Melanie hatte all die Zeit kaum das Auge von ihm verwandt. Voll innerer Freude aber sagte sie sich auch, daß ihr Kind, trotz aller verkehrten Erziehungsmethoden, schließlich gleichfalls echtes Verständnis für Natürlichkeit und ideales Fühlen zu besitzen schien. Denn selbst die sonst so kühle, reservierte Mimi verriet für alles soeben Gehörte das lebhafteste Interesse. Doppelt stolz also blickte die Baronin auf ihre reizende Tochter.

Ob der junge Enthusiast, dort ihr gegenüber, wohl auch mit demselben Entzücken deren gefährliche Schönheit betrachtete? Nein, schien es nicht fast, als gälte seine Aufmerksamkeit mehr der noch immer so blühenden, jugendlich-schönen Mama?... Wenigstens hatten seine schwarzen, feurigen Augen eine eigene Art, sich in die ihren zu vertiefen, wenn er sprach. Aber das kam vielleicht auch nur daher, weil er in Melanie die Tochter einer Kroatin, also gewissermaßen eine Schwester aus dem eigenen Volksstamme, kennen und verehren gelernt...

Ein seltsamer Mensch überhaupt dieser Mitreisende. Was für ein interessanter Kopf! Fein und dunkel — expressiv bis ins geheimste Spiel jedes Muskels.

Auch die Gestalt dementsprechend: elastisch, elegant — Rasse und Temperament bis in die Fingerspitzen. Ja, eigentlich so recht ein Künstlertypus vom Scheitel bis zur Sohle... Und hatte Melanie nicht gar schon in irgend einer illustrierten Zeitschrift sein Bild einmal gesehen? Oder war ihr derselbe nur im Traum begegnet? Merkwürdig... sehr merkwürdig... er war ihr bekannt!

Die Baronin mußte im stillen über sich selber lächeln, daß sie überhaupt noch fähig sei, dem Äußern eines jungen Mannes so viel Beachtung zu schenken. Mein Himmel, für die Mutter einer heiratsfähigen Tochter, für eine sozusagen „Ausgeschaltete“ war das doch wirklich absurd!...

Aber nein, nein — im Grunde schien diese Neugier doch auch gewissermaßen berechtigter Art. Denn wer weiß, ob sich nicht schon zwischen den beiden da, zwischen ihm und ihrem Kinde, ein schicksalsschweres Sichfinden angebahnt?... Es gibt ja solche „Liebe auf den ersten Blick“. Und selbst reifere, frauenkundigere Männer, als jener Jüngling, hatten schon bewundernd zu dieser sechzehnjährigen Schönheit aufgeschaut.

— — — — —  
Hier aber brachen alle Vermutungen jählings ab: das Ziel der Fahrt war erreicht. Raselnd fuhr der Omnibus soeben in den Torweg des Hotels „Zum Lamm“.

Während ein krausköpfiger Portier den Wagenschlag öffnete, beeilte sich der lebenswürdige Mitreisende, den Damen in jeder Weise

beim Aussteigen behilflich zu sein. Ja, er war so eifrig bemüht, all die kleinen verstreuten Teile ihres Handgepäcks fürsorglich zu beschlagnahmen, daß er bei diesem Hin- und Herhuschen sogar höchst ungelegenerweise Mimi darauf ertappt, wie sie dem an der Innenwand des Omnibusses angebrachten Spiegel eine ungebührlich lange Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Erst ein kurzer, fast ärgerlicher Zuruf ihrer wohl durch die Reisehast etwas nervös gewordenen Mama ließ die kleine Kokette mit einem graziösen Satz rasch vom Wagentritt herabspringen, was aber so gefährlich aussah, daß der schöne Fremde sich bewogen fühlte, ritterlich und schirmend den tollen Wildfang „eigenhändig“ aufzufangen. Dann zog er ehrfurchtsvoll den Hut und sagte — sich beiden Damen vorstellend — bescheiden und doch selbstbewußt zugleich: „Doktor Slavoljub Zorić“.

Dieser Name durchzuckte die Baronin wie ein Blitz: ah, nun wußte sie's, gewiß, sie hatte ihn ja schon im Bilde gesehen, jenen neuen Stern am kroatischen Poetenhimmel, den vielgepriesenen Doktor Zorić, dessen Schauspiel „Slavenruh“ in literarischen Kreisen als epochemachendes Ereignis galt.

Daß Mimi bei der flüchtigen Vorstellung eben nur etwas enttäuscht die Lippen verzog, bemerkte weder ihre Mutter, noch der neue Bekannte. Im Kloster pflegte man diese bedeutungsvolle Miene, welche man „sa charmante petite moue“ nannte, besser zu verstehen. Ihre Freundinnen dort hätten gleich daraus ersehen,

daß jener kurze, von keinem Adelsprädikat gehobene Name der stolzen Baroneß durchaus nicht gefiel. Doch, wie gesagt, Dr. Zorić selbst war nichts dergleichen auf- noch eingefallen.

Ahnungslos sagte er noch schnell beim Auseinandergehen, er hoffe auf die Ehre, den beiden liebenswürdigen Damen heute bei der table d'hôte noch einmal zu begegnen. Am Nachmittage müsse er leider schon wieder weiter, da er auf einer „Studienreise“ an die Plitvicer Seen begriffen sei.

Melanie drückte Doktor Zorić mit einem lustigen „au revoir“ herzlich die Hand, während ihre Tochter schon die Treppe voranstürmte, ohne sich umzusehen.

„Ein Wildfang! Entschuldigen Sie! Aber mit sechzehn Jahren hat man ja Flügel!“ Wie lieb diese mütterliche Beschönigung vorgebracht ward!

Und der junge Zuhörer lächelte entzückt . . . entzückt vielleicht mehr noch über den Liebreiz dieser Mutter, als über die „beflügelte“ sechzehnjährige Grazie der Tochter.



#### IV.

Indes harrte beider Damen eine unliebsame Überraschung. Wie sich nämlich aus den Mitteilungen des Portiers ergab, war die briefliche Meldung ihrer Ankunft offenbar in Verlust geraten, die bestellten Appartements demzufolge nicht bereit. Es blieb also nichts anderes übrig, als einstweilen im erstbesten unbesetzten Zimmer zu warten. Denn auch der Hotelier selbst war jetzt nicht zu sprechen, da er sich nicht zu Hause befand. Melanie hatte alles dies zwar mit Befremden, immerhin aber mit vollster Gemütsruhe aufgenommen — Mimi dagegen geriet über solch unvorhergesehenes Mißgeschick in unverhohlenen Zorn. Während sie fröstelnd in einem alten, abgeschlissenen Lehnstuhl des provisorischen Wohnraumes kauerte, hörte sie nicht auf, ihrem Unwillen darüber Luft zu machen, daß man nicht im renommier-ten Hotel „Royal“ abgestiegen, sondern in „diesem Lamm“, wo man offenbar gar nicht auf vornehmen Besuch eingerichtet schien. Gutmütig wandte Melanie dagegen jene Beweggründe ein, welche ihr pietätvolles Herz gerade zur Wahl d i e s e r Gaststätte bewogen hatten. „Du weißt ja doch, daß sich hier im Hotel einst

meine Eltern verlobten. Und weil dieses große Ereignis sich dort auf Nr. 15 vollzog, so war es mir natürlich ein lieber Gedanke, jenes sowie das anstoßende Zimmer nun mit dir bewohnen zu dürfen. Meine arme Mama hat mir so viel davon erzählt, wie glücklich sie an der Seite ihres Herzerwählten dort auf dem Balkon stand. Ach, wirklich Mimi, allein schon als richtige Aristokratin, sollte dir etwas mehr Sinn für das Zeitgeheilgte innewohnen. Im allgemeinen überhaupt mehr Pietät!“

Wieder machte die Angeredete daraufhin nur schweigend „sa charmante petite moue“. Sie begriff in der Tat nicht, welchen Zusammenhang ihr aristokratisches Gefühl zur Verlobungsfeier des Großpapa-Apothekers finden sollte oder könne! Eher war ihr diese ganze Erinnerung doch nur peinlich...

Nein, nein, besser man wartete das Erscheinen des Hoteliers gar nicht erst ab, sondern machte sich gleich rasch aus dem Staube, um anderswo abzusteigen. Schon war die vor Liebe wirklich schwache Baronin fast geneigt, sich auch darin, wie so oft schon, dem peremptorisch geäußerten Willen der Tochter zu fügen, als die Tür aufging und das „Zimmerfräulein“ eintrat. Mit tausend Entschuldigungen versicherte sie die Herrschaften, es ließe sich alles sofort nach deren Wünschen ordnen: Nr. 15 und 16 seien frei und würden in wenigen Minuten zur Disposition stehen.

„Fräulein Christin“ — so hieß jener gute Friedensengel — machte einen überaus sympathischen Eindruck. Auffallend schön, hatte

sie auch etwas von der eigentümlichen, angeborenen Distinktion, welche bekanntlich alle südslavischen Volksstämme kennzeichnet. Ihre klare, höflich - feine Sprechweise wirkte sogar auf die erregte Mimi wunderbar beruhigend.

Also alles wurde gut. Ja, als sich gar die hübsche, freundliche Nr. 16 mit dem anstoßenden, geräumigen und vielfenstrigen Balkonzimmer vor unseren Reisenden auftat, da machte auch Mimi ein so vergnügtes und freundliches Gesicht, daß die Baronin sich im stillen dachte: „das Kind ist nur allzu lebhaft und zu ungeduldig — Herz hat sie doch! Man sieht ihr jetzt an, wie auch sie sich an den mir heiligen Erinnerungen weidet“. Und tief atmend ließ sie sich in einen der großen roten Sammetfauteuils sinken, während ihre Blicke zärtlich über jedes einzelne dieser etwas altväterischen, aber doch äußerst anheimelnden Einrichtungsstücke hinglitt.

Beim Diner aber, welches die Damen im Garten einzunehmen beschlossen hatten und wozu man ihnen aufmerksamst einen schönen Platz auf der schattig-kühlen Veranda eingeräumt, sah sich Melanie vergebens nach dem ihr so sympathischen und interessanten Mitreisenden um. Als sie ihr Bedauern über sein Fortbleiben aussprach, sagte Mimi nur, neckisch die Achseln zuckend:

„Nun, der Schmerz um diesen Herrn Zorić soll mir jedenfalls den Appetit nicht verderben. Das Essen scheint hier ja wirklich recht einladend!“

Als zum Dessert die berühmten kroatischen Melonen aufgetragen wurden und Mutter und Tochter sich am Feingeschmack und Aroma dieser köstlichen Frucht labten, hatte sich ein kleiner, bleicher, schwarzäugiger Bauernbursche im reichgestickten buntfarbigen Nationalkostüm, zwischen den Tischen hin und her wandernd, bittend auch an den Platz der beiden Damen herangeschlichen und legte nun ein eigentümlich süßduftiges Gräsergeflecht auf den Tisch vor sie hin. Wohl mußte erst der Kellner dolmetschend erklären, daß es sich hier um eine vom Landvolk gesammelte Kräuterspezialität handle, welche man als primitives Sachet verwenden könne. Doch allein schon der flehende Blick des Kleinen hatte genügt, um Melanie sofort ihre Börse ziehen und zwei blanke Nickelstücke in die scheu und ängstlich dargebotene Kinderhand gleiten zu lassen. Auch ein übrig gebliebenes Tortenstück schob sie dem kindlichen Hausierer schnell in die Tasche und sein Dank war zwar stumm, aber dennoch beredt: Freudentränen strahlten in seinen schönen, schwarzen Augen!

Mimi ihrerseits schenkte ihm selbst wenig Aufmerksamkeit. Nur sein reizendes ärmelloses Purpurjäckchen — wohl ein Familienstück — das mit der geschmackvollen Silber- und Seidenstickerei ihr schon gleich als Modell zu einem kleidsamen Maskenkostüm vorschwebte, nur das allein schien ihr der Beachtung wert. Wirklich, es mußte doch sehr originell sein,

wenn die pikante Baroneß Preyck sich einmal in der malerischen Tracht einer kroatischen Bäuerin zeigte!

Die lebhaften Auseinandersetzungen über dieses reizende Projekt wurden leider unterbrochen, indem der Hotelbesitzer jetzt an den Tisch trat, um sich bei den Herrschaften wegen des Mißverständnisses bezüglich der bestellten Zimmer angelegentlichst zu entschuldigen. Gleichzeitig frug er, ob er sich erlauben dürfe, seinen Fiaker bereit zu halten, falls die Damen eine Ausfahrt nach dem nahen Lustwäldchen Tuškanec oder dem großartigen Naturpark von Maksimir in ihr Reiseprogramm aufnehmen wollten. — Melanie, als fesche „Bergkraxlerin“, hätte zwar lieber das ihr vom Hörensagen als entzückend bekannte und — wie sie wußte — in unmittelbarster Nähe der Stadt gelegene Tuškanec zu Fuß aufgesucht. Allein, da ihre Tochter die Bequemlichkeit über alles schätzte, so entschied man sich natürlich für die Wagenfahrt . . .

Und ganz begeistert von all der unbeschreiblich poetischen Naturpracht kehrten unsere Damen erst spät abends — den Rückweg über das elegante Villenviertel von Josipovac nehmend — höchst befriedigt in das sie nun schon mehr und mehr anheimelnde Hotel zurück.



## VI.

Auch am nächsten Tage gab es wieder vielerlei zu sehen.

Nach einem Besuche der südslavischen Akademie, deren Gemäldegalerie namentlich so viel Schönes darbietet, ergötzen sich unsere Reisenden am bunten Treiben auf dem Jelačićplatze, wo die malerischen Trachten sowie die effektvollen farbigen Baumwollschirme der Landbevölkerung den eben beginnenden Markt dort wie ein einziges, buntprächtiges Blumenbeet erscheinen ließen.

„Siehst du,“ sagte Mimi, auf das Jelačić-Denkmal hinweisend, „ich muß doch dem berühmten Nationalhelden da meine Referenz machen! Es interessiert mich so sehr, einmal gelesen zu haben, das Volk, welches seinem Helden jenes Standbild errichtete, hätte dasselbe so witzig aufgestellt, daß sich die Schwertspitze dieses Reiterführers just gegen Ungarn kehrt. Derartige geistreiche Sticheleien imponieren mir immer ungemein!“ Dabei warf Mimi dem Monument eine neckische Kußhand zu. Ihre Mutter aber erwiderte, wenig erbaut, in sehr gedrücktem Ton: „Ich glaube, deine Großeltern haben hier nicht an so etwas

gedacht. Es ist wohl auch schöner, im Leben mehr auf Blüten zu achten, als auf Schwerter zu sehen, die — das wirst du mir zugeben — immerhin zweischneidig und darum nur allzu gefährlicher Natur sind.“

Weiter ging's auf die belebte *Ilica*, diese Hauptverkehrsader Agrams, mit den großartigen Kaufstätten sowie den prächtigen Cafés. Dann nahm man schließlich — die Zahnradbahn benützend — den Weg zur historisch-merkwürdigen, sogenannten „Oberen Stadt“. Über die an reizenden Fernblicken so reiche „*Stroßmayer-Promenade*“ schritt man zuerst zur uralten Markuskirche und von dort rüstig weiter zum vielseitig interessanten Nationalmuseum. Hier war es, besonders in der großen geologischen Abteilung, die Schaustellung der kroatischen Fauna, welche, vom Direktor in fesselndster Weise kommentiert, beiden Damen viel Anregung und Genuß bereitete. Die Versuchung, vom Museum aus auf bequemer Holzstiege gleich wieder nach *Tuškane* zu gehen, um in solch grünem Märchenreich die soeben erworbenen Naturkenntnisse sinnend zu verwerten, diese lockende Versuchung war wirklich sehr groß. Trotzdem aber beschlossen unsere Reisenden, einen belehrenden Rückweg über die alte „Kapitelstadt“ einzuschlagen. Dasselbst konnten sie dann auch bald den schon vom Bahnhofe aus sichtbaren, weißschimmernden, zweitürmigen Dom in seiner imposanten Gotik bewundern. Auch gab es hier am Domplatz die zwar durchaus nicht künstlerisch schön zu nennenden, jedoch als

Denkmäler kroatischer Tapferkeit bemerkenswerten, niedrigen Flankentürme zu besichtigen, welche sich einst als Bollwerk gegen die eindringenden Türkenscharen bewährt und demgemäß zu einer Art nationaler Heiligtümer geworden sind.

Nach einer längeren Ruhepause, während welcher das Diner sowie eine darauf folgende erquickende Siesta genossen ward, bildete dann den Abschluß des Tagesprogramms eine Abendpromenade auf dem Zrinyiplatz. Unter den zündenden Klängen einer flotten Honvedkapelle ließ es sich da so lustig in den menschendurchfluteten Platanenalleen lustwandeln, während die Hochstrahlbrunnen ihre Reichtümer empor schleuderten und die malerischen Teppichrondeaux wie mit Brillanten übersprühten.

Aber nicht nur die Natur, nein, auch das Publikum zu studieren war hier der Mühe wert. Wie viel schöne Menschen gab es zu sehen — welch edle Rasse! Pfllegt es anderswo so zu sein, daß in der Menge ein schönes Gesicht auffällt, so ist in Agram das Gegenteil der Fall: nur die Häßlichkeit frappiert, weil sie so sehr als Ausnahme erscheint. Und noch eines fiel unseren Fremden eben hier am Zrinyiplatze auf: die ganze Beaumonde — bewundernswert geschmackvoll toilettierte Damen und elegante Offiziere — diese ganze örtliche Beaumonde bewegte sich ausschließlich in der rechtsseitigen Allee, wogegen das einfachere Publikum sich in der linken Wandelbahn erging und den Kindern der breite Mittelweg als Tummelplatz überlassen war. So schien hier das soziale

Problem für alle Kreise aufs glücklichste gelöst. Ein jeder blieb an seinem Platze — seinesgleichen stillvergnügt zugesellt.

Mehr noch als die Baronin selbst, besaß deren Tochter ein scharfes Auge für jede lokale Eigentümlichkeit, für alles Charakteristische. So folgte ihr Blick mit regem Interesse den auffallenden Erscheinungen der Bosniaken im kleidsamen, orientalischen Nationalkostüm, so besah sie mit Vergnügen die typischen Figuren der kroatischen Ammen in buntgestickter Leinwandtracht, mit dem grellfarbigen Kopfputz und den blitzblanken hohen Röhrenstiefeln. Ihr höchstes Wohlgefallen aber fanden die griechisch-orientalischen Geistlichen, unter deren bärtigen, dunkelfarbigen Physiognomien ihr sogar — wie sie hernach wenigstens behauptete — „ein wunderschöner Christuskopf“ aufgefallen war — —

Als unsere Damen endlich in das Hotel zurückkehrten, fanden sie den großen Saal Nr. 15, bereits hell erleuchtet, ihrer harrend. Gerade waren daselbst unter der sachverständigen Leitung Fräulein Christinens zwei Kellner eifrig bemüht, die Abendtafel möglichst einladend herzurichten, denn Baronin Preyck hatte ja gewünscht, das Nachtmahl nicht im allgemeinen Speisesaal unten, sondern droben in ihren eigenen Appartements einzunehmen.

War der Appetit nun durch langes Verweilen in der köstlich frischen Luft aufs lebhafteste angeregt, so fand sich unter dem Gebotenen wirklich alles, was man wünschen konnte und noch dazu meist lockende Spezialitäten. So durfte natürlich der berühmte Zagor-

janer Truthahn beim Schmause nicht fehlen. Dazu das feinste Ananas-Kompott, das eigens für Mimis Leckermäulchen auserwählt schien. Auch Solokrebse von stattlicher Größe hatte man serviert. Und an Getränken winkten in blinkenden Kristallkaraffen, neben einem guten, weißen, kroatischen Landwein, sogar echt feuriger Tokayer aus den Gauen der Stephanskronen.

Ah! wie gut dies alles mundete!

Und die Augen des jungen Freifräuleins funkelten vor Lust, als sie jetzt so wohlgelaunt bei der Tafel saß und allen Herrlichkeiten mit Hochgenuß zusprach.

Melanie dagegen — die gesunde Melanie, die sich doch sonst immer einer so flotten Eßlust erfreute — sie schien heute merkwürdig zerstreut. Sie hatte eigentlich von allem nur ein wenig genippt, wie geistig abwesend, ja ohne recht zu wissen, was sie tat. Den transleithanischen Feuerwein freilich, den zeichnete sie aus. Der ölige Tokayer, der floß ihr leicht und schnell über die Lippen . . . Zuweilen sah Mimi erstaunt zu ihr hin. Die Mutter kam ihr fremd vor, sie wußte selbst nicht warum. Aber: „Mama ist eine andere als sonst“, das war und blieb das Resultat ihrer Beobachtung.

Recht unvermittelt rief die Baronin auch eben mitten im Essen: „Kind, läute schnell einmal dem Fräulein Christin! Ich will gleich mit ihr besprechen, wie man von hier aus am schnellsten und angenehmsten nach Bad Stubica fährt. Mich überkommt nämlich schon eine Ungeduld, recht bald wieder die Ruhe des Landlebens zu genießen.“

Obzwar Mimi durchaus nicht dasselbe Bedürfnis empfand, wagte sie doch eben keinen Einspruch gegen die Wünsche der Mutter. Vielmehr nahm sie gleich darauf lebhaft teil an den eingehenden Erörterungen über das Für und Wider bei der Wahl von Eisenbahn- oder Wagenfahrt. Das kluge Fräulein Christin' erlaubte sich in aller Bescheidenheit, aber entschieden, doch mehr einen feschen Fiaker, als die sprichwörtlich „bummelnde Lokalbahn“ — spottweise „der Zagorjaner Blitzzug“ genannt — zur Reise anzuempfehlen. Wenn man sich einem der Hoteldirektion wohlbekannten Mietkutscher anvertraute, so könne man Stubica in zweiundeinhalb Stunden erreichen und dazu noch die reizendste Landschaft bewundern. Wirklich, Fräulein Christin' wußte immer das Beste! So auch jetzt. Und beide Damen entschieden sich für ihren Vorschlag: zu morgen nachmittag wurde der Fiaker schon bestellt.

Wie von einer Sorgenlast befreit, erhob sich Melanie dann rasch, ließ sich noch einen Sessel auf den Balkon hinausrücken und blieb dort allein. Die junge Baroneß dagegen nahm nach beendetem Souper noch einen Band der mitgenommenen Ibsen-Kollektion hervor und vertiefte sich beim Lampenschein in „Die Wildente“. Das Wort von der „Lebenslüge“ gefiel ihr darin ganz besonders. Und gerade dieses quälende Drama las sie wieder und wieder.

Im Gegensatz zu solch nervenerschütterndem Ideengange folgten die Blicke Melanies da draußen der strahlenden Zeichenschrift des besternten Nachthimmels. — Alles eben noch

so lebhaftes Treiben und Hasten auf den Straßen war verstummt. Da vernahm man die Stimme des eigenen Herzens . . .

Und was sprach jetzt das Herz dieser Sechsdreißigjährigen? Seltsames Sehnen und Wünschen wurde in ihr laut. War es, daß die Schatten der Verstorbenen Melanie hier umschwebten und ihr erzählten von jenem unbeschreiblichen Zauberglück, das einst ihre Eltern an dieser Stätte umging, — war es, daß die junge Frau darum so urplötzlich ein heißes, brennendes Weh darob empfand, das sie selber niemals dergleichen gekannt?

Ihre eigene Ehe war ja wahrlich nicht der ideale Liebesbund gewesen, wie ihn nur junge, gleichgeartete Seelen schließen. Ihr Mädchen-  
traum, ihr holder Wahn, war nur zu schnell verfliegen, verweht . . . Nein, „Glück“ im höchsten Sinne war es nicht, was sie an der Seite des alternden Freiherrn gefunden. Immer mehr ein sympathisch-kühles Sichineinanderfinden, ein Paktieren — — Hie und da ein vereinzeltes Lächeln der Seele, von tausend wehen Seufzern unterdrückt!

Und nun die Witwenjahre erst! Und dann — und dann? . . .

Wie? Sollte ihr Leben denn so sang- und klanglos abgeschlossen sein? Schon jetzt? Schon für immer? Und mitten in der Vollkraft ihrer Jahre, ihres Fühlens?! Wie hatte sie nur bis heute nie daran gedacht? Genug — nun aber wußte sie's!

Und es verlangte sie nach Glück — sei's auch mit Schmerzen erkaufte — nach Leben und sei es auch unter Wagnis und Leid.

Ja, leben! leben... Sonst müßte sie erstickten an diesem maßlosen Sehnsuchtsdrange unverbrauchter Kraft. Sonst müßte der starke, volle Schlag ihres Herzens jählings stille stehen...

Da fiel ihr die seltsame Zeitungsnotiz über das „Dödvaud“ wieder ein. Wie? Wäre sie gar selbst schon in solch grauenvolles „totes Wasser“ geraten?!

Matt sank Melanie das Haupt auf die Brust. Mit gefalteten Händen saß sie da, reglos, als erwarte sie ihr Schicksal — —

Und plötzlich erklang in den fernsten Fernen ihres Erinnerns jenes seltsame Poem Carl F. Thalers, jenes schwüle, schwermütige Lied, „P h a n t o m“ benannt, das nun — einem „Phantom“ gleich — von dieser Frauenseele Besitz nahm:

Ein seltsam Bild hab' ich im Traum umschlungen,  
Sein Blick, der liebedürstend mir gelacht,  
Ist mir bis in die Seele tief gedrunge,  
War auch sein Antlitz dunkel wie die Nacht.

Ogleich wir uns in Worten nicht verstanden,  
Sprach doch sein Mund auf meinem Munde viel,  
Denn seine Heimat ist in fernen Landen,  
Wo nie ein Schnee vom Winterhimmel fiel.

Dorthin zu kommen trag' ich nun Verlangen,  
Wenn auch mein Auge niemals es erreicht,  
Ich sehne mich ein Wesen zu umfassen,  
Das jenem Bild von meinem Traume gleicht!



## VII.

Wenn es einen Ort gab, da man vor „Phantomen“ aller Art geborgen schien, so war es gewiß das grüne Asyl von Stubica. Und wenn man irgendwo von dem düsteren Wahne, der sich an die Vorstellung des „toten Wassers“ knüpft, glücklich genesen konnte, so war es eben hier, wo lebenspendendes, lebendiges Heilwasser einem vulkanischen Erdreich siedend entquoll.

Wirkte allein schon die Wagenfahrt erquickend auf Leib und Seele, weil man dabei eine der reizendsten Gegenden Unter-Zagorjens — die sogenannte „kroatische Schweiz“ — kennen gelernt, wie sehr erst steigerte sich das Entzücken unserer Ankömmlinge, als sie über die weiten, blumenreichen Wiesenanlagen vor das Kurhaus gelangten, dessen altehrwürdiger Bau in frischem Weiß unter grünem Weinlaub so einladend hervortrat.

Auf der Freitreppe stand zum höflichen Willkommengruß auch gleich die Badekommission, durch sämtliche Glieder vertreten, vollzählig da. Voran der sympathische, Zutrauen erweckende, örtliche Äskulap, der sich als ehemaliger Regimentsarzt in einer blauen, gold-

verschnürten Uniform sehr fesch präsentierte und den Damen beim Aussteigen galant behilflich war. Für alles Weitere sorgte der eifrig amtierende Badekommissär, ein gemütliches Inventarstück von Stubica, dessen freundlichem alten Gesicht man es auf den ersten Blick ansah, daß man getrost Gefälligkeiten von ihm erwarten konnte, sowie auch, daß er ein Meister in der Kunst sein müsse, gute Miene zum bösen Spiele zu machen! Der Sündenbock aller für alle — und dabei noch immer freundlich —: ja, so war diese wichtige Persönlichkeit, namens Fischer.

Durch die Vorhalle schreitend, wurden den neuen Kurgastinnen noch mehrere feierlich gekleidete Herren von der Verwaltung vorgestellt. Dann führte Dr. Spanner, von Herrn Fischer gefolgt, beide Damen in die für sie bestimmten Wohnräume.

War es eine besondere Liebenswürdigkeit des freundlichen Arztes oder eine stille Aufmerksamkeit des blassen, abgehetzt aussehenden Stubenmädchens, die sich in ihrem Dialekt sofort als Steirerin zu erkennen gab — genug: auf Tisch und Schreibtisch prangte herrlicher Blumenschmuck. Und zwar war dies kein steifes Machwerk der herkömmlichen Gartenkunst, nein, schöne, wilde Waldblüten, bunt und toll ineinander gefügt. Das war ja just so etwas nach Melanies Geschmack!

„Ach, wie prächtig! Ah, wie lieb!“ rief sie einmal übers andere. Auch die in ihren Ansprüchen sonst so schwierige Mimi war ganz zufrieden mit den zwei allerdings kleinen, aber

behaglich freundlichen und ineinandergehenden Wohnzimmern, deren Fenster einen wunderbaren Ausblick auf die uralten Riesenkastanien des sog. „Restaurationsparks“ gewährten.

Leider konnte man sich eben nicht lange der Freude hingeben, hier Umschau zu halten. Vielmehr sah man sich gleich schon gezwungen, nicht nur die Fenster selbst, sondern sogar deren grüne Läden zu schließen, da — ganz unerwartet — eine kurz zuvor noch kaum beachtete schwarze Unheilswolke sich nun als prasselnder Gewitterregen jäh entlud. — Vom Kies am Boden sah man schwere, wuchtige Tropfen erst emporsprühen, dann aber unfassbar schnell die breiten wohlgepflegten Parkwege in einen einzigen trüben See verwandeln.

„Fürchten Sie nichts, meine Damen,“ äußerte, sich verabschiedend, der Herr Doktor zur Beruhigung, „hat das Unwetter nur erst ausgetobt, so rinnt auch das Wasser vom Wege augenblicklich vollständig ab, wie aus einem Sieb. Das ist nämlich eine nicht zu unterschätzende Eigentümlichkeit unseres Kurortes. Und morgen, wenn — woran ich nicht zweifle — wieder Sonnenschein lacht, können die Herrschaften, auf mein Wort, in den allerfeinsten Lackschuhen gefahrlos spazieren gehen!“

Damit war die goldverschnürte Uniform und ihr lustiger Träger auch schon zur Tür hinaus. — Mutter und Tochter begannen sich's bequem zu machen. Hie und da wurden schon ein paar Kleinigkeiten ausgepackt. Dann begab sich Mimi eilig auf den Korridor, um daselbst unter ihrer persönlicher Leitung ihr mitgenom-

menes „Stahlroß“ aus seiner Verpackung zutage zu fördern. — Den Rest der Abendstunden benützte man zu einer Besichtigung der Bade-räumlichkeiten, wobei der unermüdliche Herr Fischer einen sehr eifrigen Cicerone abgab.

So erfuhren denn die Damen zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß das große Basin, dessen Deckengewölbe ihnen gleich durch seine schöne Gotik als sehr merkwürdig aufgefallen, einst nichts geringeres gewesen als ein Gotteshaus. Nämlich die Kapelle jenes alten Klosters, welches der Erzbischof Vrhovec dann in munifizentester Weise zur Kuranstalt umschuf, nachdem man eines Tages, bei Maurerarbeit am Altar, daselbst, perlend und heiß, das unschätzbare Heilwasser aus dem Boden empor-schießen gesehen, als sei diese Stätte vom Segen des Himmels buchstäblich überströmt.

Wie wundersam dies alles klang.

Und richtig, war nicht dort an der linken Längswand noch deutlich das feine architektonische Spitzenfiligran von der Brüstung eines einstigen Oratoriums erkennbar? . . .

Gern noch hätte Melanie länger hier verweilt, konnte sie sich doch nicht satt sehen an dieser eigenartigen Heilstätte, die Kunst und Glaube geweiht und die ihr nun wie ein moderner Teich „Bethesda“ vorkam!

Allein Mimi hielt Dampf und Hitze nur ungern stand. So ward denn der Cicerone rascher befreit, als er es gehofft, und beide Damen bestiegen — jetzt allerdings schon mit sehr verschiedenen Empfindungen — die gedeckte Stiege, welche Bade- und Wohnräume

direkt verbindet. Die Zimmer der Baronin, oben, waren schon erhellt und sahen auch bei Kerzenschein traulich und anheimelnd aus.

Welch entzückender Ausblick aber bot sich am nächsten Tage dar, als Melanie, die Fröhaufsteherin, ungeduldig ihre Fensterläden aufthat! Am reinblauen Himmel weitstrahlender Sonnenglanz. In dem satten Grün uralter, mächtiger Rüstern hie und da ein hüpfender Reflex des goldenen Himmelslichtes, ein leises Regen und Wispern, wie die geheimnisvolle Verkündigung froher Lebensbotschaft. Und über Wiesen und Blumenbeeten gaukeln bunte Falter, sie nippen, sie kosen. — Überall reiches, ungestörtes Sommersonnenglück!

Und die Brust der holden Frau hob sich weit, wie zu einem mächtigen Atemzuge tiefer Sehnsucht — —

Noch war der Park ziemlich leer. Nur hie und da sah man schon einige besonders Matinale ihr Morgenfrühstück auf der weinlaubten Veranda vor dem Kurhause einnehmen.

Unter diesem Publikum gab es eigentlich keinerlei Persönlichkeit, die einem in irgend einer Weise auffiel, aber nichtsdestoweniger hatte Melanies suchender Blick doch sofort ein reizendes Genrebild herausgefunden. Dort, etwas weiter, im tiefsten Schatten der Kastanienbäume, sah man das farbenleuchtende Kostüm einer schönen, schwarzzöpfigen Kindsmagd, die ein Baby auf dem Arm trug — ein Baby, wie die Beschauerin es noch niemals zu sehen geglaubt.

Nein, so ein Kind!

Aus dem feinen, weißen Battistkleidchen hob sich das schöne bronzefarbene Dunkelköpfchen gar zu wunderbar ab. Und diese großen, schwarzen Augen — wie die lachen und schelmisch dreinblicken konnten! Und dieses süße, kirschrote Mäulchen, das des Küssens nicht genug fand! Ach, so ein Schatz! Ha! wie das Büblein sich jetzt seiner Wärterin stürmisch um den Hals warf — so zärtlich und wild, so ganz der geborene rassige Südländer!

Merkwürdigerweise hatte man dem Kleinen einen roten Fez aufgesetzt und dies kleidete sein orientalisches Köpfchen so ganz eigenartig reizvoll; ein Maler könnte sich kein besseres Modell zu einem Christuskinde wünschen.

Immer noch schaute Melanie durch ihr geöffnetes Fenster der kleinen Gruppe zu. Aber je länger sie dieses einzigschöne Kind betrachtete, desto mehr trat vor den Spiegel ihrer Seele ein anderer — ein Männerkopf, welchem derjenige des lieblichen Kleinen einigermaßen ähnlich sah.

Derselbe bronzefarbene, warme Ton der Haut — auch die Augen so dunkel, so voll zärtlicher Glut — — — Ja, wenn dies hier der Landestypus war, dann sollten doch alle Maler nach Kroatien wallfahrten!

Jener „Andere“ aber — — wer war das?

Sogar vor sich selber wagte Melanie den Namen nicht auszusprechen... Sie fühlte nur, wie sein Bild sie verfolgte — wie es sie nicht mehr freigab...



## VIII.

Eine Stunde später saß Mimi — in ihrem rosa Battistnéligé jetzt doppelt reizend und morgenfrisch — an einem der einladenden Tischchen im Restaurationspark, wo sie drei Genüssen auf einmal huldigte. Erstens nippte ihr Mündchen wohlgefällig am duftenden Frühstückskaffee. Zweitens erfreute sie sich an literarischen Leckerbissen aus der Pariser „Revue Bleue“, die ihr der liebenswürdige Doktor so eben geliehen. Und drittens hielt die schöne Schelmin dabei noch, durch ein flinkes Auf- und Absehen, obendrein Rundschau auf das Kurpublikum, welches sich nun unter den Klängen der flotten Zigeunerkapelle mehr und mehr in den Anlagen zu zeigen begann.

Besonders fesselte den Blick unserer Baroneß eine auffallend große Männergestalt, die — dank ihrem lichten Tennisanzug — durch das Grün der Bäume weithin sichtbar war. Der Betreffende wandelte eben mit dem Badearzt in der großen schattigen Allee, längs der Landstraße, auf und ab. Obzwar er sich so am äußersten Ende des Kurparkes befand, schien sein Auge dennoch scharf genug, um das pikante Freifräulein in ihrem grünen Laubver-

steck sehr bald zu gewahren. Sowie Mimi sich von dieser schmeichelhaften Tatsache überzeugt hatte und somit auch im vornhinein aller weiteren Folgen sicher war, setzte sie ihre Lektüre mit scheinbar unerschütterlicher Aufmerksamkeit fort. Kein Blick, kein Wimperzucken schweifte mehr ab von der „Revue“. Zeile für Zeile wurde jetzt alles genau gelesen. Nur als auf dem knisternden Kies nahende Männer-schritte schon dicht an ihr Ohr drangen, da warf sie, wie in unbewußter Nonchalance, ein Knie übers andere und ließ ihr kleines Füßchen auf und ab wippen, so daß man nicht umhin konnte, sowohl dessen zierliche, aristokratische Form als auch die auserwählt elegante Chaus-sure zu bewundern.

Aber wie aus tiefstem Sinnen unliebsam aufgescheucht, sah sie jetzt mit einem fast erschrocken klingenden „Ach!“ plötzlich auf, als der Badearzt an der Seite eines Fremden auf sie zutrat. „Verzeihung, wenn ich störe, gnädigste Baroneß,“ sagte der Doktor, „aber der Herr hier — Baron Schönau“ — ergänzte er, „hatte mich um die Ehre gebeten, Ihnen vorgestellt zu werden.“

Ah, natürlich, das war ja jener Lichtpunkt aus der Allee, der schon seit Minuten zum Mittelpunkt ihrer Gedanken geworden. Allein so dumm war die Kleine nicht, sich dies merken zu lassen. Sie nickte nur herablassend gnädig, als sollte es heißen: „mir höchst einerlei!“

Nun, dieser Schönau war aber auch nicht von der Sorte j e n e r , die sich durch so etwas einschüchtern lassen. Im Gegenteil! Er strich

sich mit der schlanken Hand, an welcher ein imposanter Siegelring funkelte, recht siegesgewiß den mächtig aufgebürsteten, wohl auch etwas aufgefärbten „Es-ist-erreicht“-Schnurrbart und sagte dann, indem er sich unangefordert gleich einen Sessel zum Bleiben hinschob: „Darf ich fragen, wie Baronesse sich in diesem primitiven Kurort zurechtfinden?“

Da man soeben den Doktor zu einem seiner harrenden, bäuerlichen Patienten in die Ordination rief, so sah sich Mimi mit dem Selbstbewußten im tête à tête. Hierüber aufs höchste vergnügt, antwortete sie auch gleich im aufmunterndsten Scherzton:

„Wie soll ich denn hier nicht zufrieden sein! Der Himmel ist blau und ein blau-uniformierter scharmanter Badearzt spendet — o Gipfel der Zivilisation — seinen Gästen diese schöne ‚Revue Bleue‘. Ah, natürlich, da geht mir’s wie es im Liede heißt: ‚Ein Meer von blauen Gedanken, ergießt sich über mein Herz‘.“ Und sie sang den kleinen Vers mit einer bezaubernden Stimme.

Schönau, der bei dieser Produktion zum Zeichen der Bewunderung sein Monokel eingeklemmt, ließ dasselbe jetzt fallen, zog den Hut mit affektierter Devotion und schnarrte:

„Da gestatten gnädigste Baroneß wohl, daß ich Sie preise als ein ‚blaues Wunder‘ an Liebreiz und Schönheit.“ Er wollte ihre Hand fassen, um sie an die Lippen zu ziehen, allein

Mimi ließ solches nicht zu, sondern lehnte sich mit verschlungenen Armen herausfordernd zurück:

„Bitte, Baron, reden wir nicht so ins Blaue hinein! Vor allem machen Sie mir keinen blauen Dunst vor!“

Ihre kecken Witzeleien reizten ihn entschieden. Dieses Wortgefecht gefiel ihm.

„Ich strecke also vor Ihnen die Waffen — froh, mit einem ‚blauen Auge‘ davonzukommen“, improvisierte er weiter.

„O weh! O weh! — — jetzt wird’s aber mir ‚blau und grün‘ vor den Augen!“ In höchster Schelmerei schlug sich Mimi beide Hände vors Gesicht.

Schönau knickte sofort mit einer wahren Armensündermiene in sich zusammen und stotterte im höchsten Fistelton gut gespielter Reue:

„Wie Sie befehlen! Ganz, wie Sie befehlen!“

Begeistert von der Komik dieser durch ihren Witz geschaffenen Situation kam es nun lustig und stolz über Mimis Lippen:

„Also, wohlan, reuiger Sünder, machen Sie Ihr Vergehen schnell wieder gut, indem Sie mir eine getreue und fesselnde Chronik des hiesigen Kurlebens zum besten geben.“

„Gut — zu Befehl. Also beginnen wir mit den Alten oder mit den Jungen?“

„Baron Schönau selbst zählt doch wohl zu den letzteren?“ Diese Frage klang so harmlos, daß der Inquirierte sich gern damit getröstet hätte, wahre Jugend verstände sich eben noch nicht darauf, die Hieroglyphenschrift der

Falten bei anderen zu enträtseln. Dennoch aber war er seiner Sache jetzt nicht ganz gewiß... Es schien ihm nämlich, als blinzelten Mimis Späherblicke just zur kritischen Stelle seines schwarzgefärbten Schnurrbartes, wo der Nachwuchs schon wieder so gräulich grau hervorsproß. Ja, dieses Teufelsmädchen, die sah gewiß zehn Dinge auf einmal! Auch war man ja nie sicher, ob sie im Spott oder im Ernst sprach.

So zog sich der weltgewandte Schönau recht geschickt aus der Schlinge, indem er, süß lächelnd, ausweichend erwiderte:

„Ihre Jugend, Baroneß, besitze ich nicht mehr — zählen Sie mich also immerhin zu den — Alten.“

Da warf sie das schöne Köpfchen neckisch zurück:

„Erzählen Sie mir aber doch lieber von den andern — was ich über Baron Schönau hören will, werde ich mir wohl anderswo sicherer erfragen.“

Und mit der Schnur seines Monokels spielend, kam dieser nun schnell ins richtige Unterhaltungsfahrwasser.

„Also an bemerkenswerten Persönlichkeiten haben wir hier vor allem eine lebendige Reklame des Badeortes: Frau von Milović, eine Achtundachtzigjährige, die sich seit vier Dezennien aus dieser Therme Stärkung geholt und es gegenwärtig an Körper- und Geisteskraft mit der Jüngsten — Sie selbst, holde Baroneß, nicht ausgenommen — aufnehmen kann! Ferner die sehr lebenswürdige und amüsante Gräfin Posedarich, zwar ebenfalls schon eine

ältere Dame, die aber insofern doch vielleicht auch für Sie von Interesse sein dürfte, als sie hier ab und zu den Besuch ihres Sohnes empfängt, eines feschen Ulanenoffiziers aus Warasdin, der — eine sogenannte ‚gute Partie‘ sein soll.“

Trotz innerer Freude machte Mimi wohlweislich ein bitterböses Gesicht, und Schönau hielt es jedenfalls für geboten, schnell über diesen heiklen Punkt hinwegzuleiten.

„Dann haben wir,“ fuhr er lustig fort, „hier zwei schöne junge Frauen, die sich ‚Freundinnen‘ nennen. Dies sind sie aber immer nur von jedem Montag bis zum folgenden Samstag, d. h. sobald die beiderseitigen Eheherren zum Sonntagsbesuch eintreffen. Da nämlich hört alle Freundschaft auf. Oder, richtiger gesagt, dieselbe spielt dann vom Mann der Einen zur Frau des Anderen herüber. Sehr fatale Situation! Aber man sagte ja schon bei den genüßsüchtigen Römern: ‚Variatio delectat‘. In unserem Falle kommt die Sache daher, daß die Geschmacksrichtungen beider Ehepaare in sehr unglücklicher Weise verteilt sind: Die musikalische Frau hat einen unmusikalischen Mann und ihre Freundin, die sich als Dichterin fühlt, ist einem total prosaischen Spötter angetraut, der aber nichtsdestoweniger leider seinerseits ebenso für Musik schwärmt, wie sich der Gatte der Musikalischen für Dichtkunst begeistert. Sie begreifen, daß man dann wenigstens einen Feiertag sucht, an dem man, je nach Neigung und Naturtrieb, in Poesie oder in Harmonien der Töne schwelgen darf.“

Der zynische Ton, in dem Schönau diese kleine Pikanterie vortrug, hätte Melanie wohl entsetzt, ihre sechzehnjährige Tochter aber fand die gepfefferte Witzelei „riesig amüsant“. Indem sie ein komisch übertriebenes „Genug! Genug!“ ausstieß, schien sie den Erzähler dadurch eigentlich mehr anzufeuern als einzuschüchtern. Ehe jedoch Schönau sich nun auf den richtigen Ton zu besinnen vermocht, den es jetzt anzuschlagen galt, frug Mimi plötzlich sehr lebhaft und ernst:

„Ach, bitte, Baron, kennen Sie hierorts eine Persönlichkeit, die man mir einmal mit dem Namen ‚Gräfin Daša‘ genannt?“

Höchst beglückt, sich auch eben wieder als genau versiert in der Aristokratie zu zeigen, antwortete der Gefragte mit prompter Sicherheit:

„Aber natürlich. Ich kenne jene berühmte ‚Gräfin Daša‘ sehr wohl. Und zwar nicht nur sie selbst, sondern sogar alle ihre Geschichten! Übrigens können die gnädigste Baroneß ‚unsere Daša‘ demnächst wahrscheinlich ebenfalls selbst kennen lernen. Sie kommt nämlich fast alle Sommer auf ein paar Wochen nach Stubica.“

Da klatschte Mimi vergnügt in die Hände.

„O, scharmant! scharmant! Aber bitte vorerst auch noch — ‚i h r e G e s c h i c h t e‘!“

Schönau — vielleicht um die Neugier des jungen Mädchens für eine nächste längere Unterredung herauszufordern — setzte seine allerpffiffigste und geheimnisvollste Miene auf, zog den Hut und sagte feierlich:

„Vergebung, Baroneß, diese Geschichten sind nichts für Ihre rosigen Ohrmuscheln!“

„Ach, bester Baron, seien Sie doch nicht so fad! Ich könnte sonst wirklich glauben, daß Sie Hofmeister von Beruf sind.“

„Bei ‚Hofe‘ zwar war ich viel, und ‚Meister‘ nannte man mich in mancher schönen Kunst — Allein, mein Wort darauf, ein ‚Hofmeister‘, ein pedantischer Sittendriller, war ich nie. Trotzdem halte ich es einfach für unmöglich, vor so jungen Ohren den tollen Roman der Gräfin zu erzählen.“

Damit blieb die Unterhaltung für heute so ziemlich beendet. Gerade jetzt war nämlich der Doktor dazwischengekommen, fast wie es schien — absichtlich, um dieses allzulange und trauliche tête à tête zu stören.

So verabredete man nur noch eine gemeinsame Radpartie nach Schloß Oroslavje, wo es, wie Schönau versicherte, ein wahres Blumenparadies zu sehen gäbe. Und mit einem galanten Handkuß verabschiedete sich dann der beredte Kavalier.



## IX.

Mehr als ein Monat war vergangen, seit die Baronin mit ihrer Tochter in Stubica Aufenthalt genommen. Nicht nur, daß sie diese Wahl keinen Augenblick bereut, nein: ihr Entzücken über das geheimnisvolle Naturparadies war womöglich noch stetig im Wachsen. Von der Gesellschaft aber hatte sich Melanie mehr und mehr zurückgezogen. Einesteils entsprang dies ja ihrem angeborenen Triebe zu beschaulichem Alleinsein. Andernteils aber geschah es hier namentlich noch mehr, um die Annäherung Baron Schönaus zu vermeiden, der seinen anfänglichen kleinen Flirt mit Mimi sehr bald in offenkundige Anbetung der Mutter umgewandelt.

Schon begann man in der Kurgesellschaft darüber zu munkeln, daß dieser im allgemeinen wenig beliebte Fant vielleicht nicht nur den schönen Augen, sondern mehr wohl dem schönen Vermögen der anziehenden Witwe huldigte.

Ob nun aber Melanie so tiefen Einblick in seine Absichten, in seine wahre Gesinnung genommen oder nicht, mag dahingestellt sein. Selbst offen und wahr, besaß sie in hohem —

vielleicht nur allzu hohem! — Maße die Arglosigkeit eines reinen Kindergemüts. Indes dieser Schönau stieß sie dennoch durch sein Abenteurerwesen instinktiv ab. Und dann bemerkte sie auch sehr wohl, daß jede ihr seinerseits dargebrachte Huldigung in Mimis Stimmung eine gewisse Reizbarkeit hervorrief.

Gewiß — so folgerte ihr nachsichtiges Mutterherz — gewiß, das unschuldige sechzehnjährige Ding konnte ja ebenfalls keinen Gefallen an solchem Gecken finden. Aber schließlich war es doch vielleicht eine verzeihliche Eitelkeit, wenn es der Tochter kränkend erschien, in Männeraugen von der eigenen Mutter überstrahlt zu werden.

Nun ja, das Leben hat eben seine unumstößlichen Gesetze: überall soll das Alte dem Neuen, dem Nachkommenden weichen. Nur die Jugend hat alle Rechte für sich — Platz frei! wo immer diese auftritt!...

Und so unterhielt sich denn Mimi, als der Jugend angehörend, mit der Jugend.

Fast täglich gab es da Radfahrten, an denen sie unter Schönaus Ägide teilnahm und woran sich auch die bewußten zwei schönen jungen Frauen, die von ihm als „die besten Freundinnen“ geschildert, anschlossen.

Zuweilen gesellte sich auch der elegante Oberleutnant Posedarich dazu, wenn er nämlich seiner gräflichen Mutter einen Sonntagsbesuch in Stubica abstattete. Zu ihren Verehrern konnte Mimi diesen feschen Ulanen zwar leider noch nicht zählen. Aber mit der Zeit — wer weiß? — „Man muß die Hoffnung

nie zu früh aufgeben!“ Vielleicht auch käme ihr ein Zufall zu Hilfe . . . Und dann rechnete die kleine Kokette auf „irgend einen anderen“, mit dem sie ebenfalls die eifersüchtige Eitelkeit Posedarich' zu reizen vermöchte. Denn eitel war er, das hatte sie sehr bald schon herausgebracht. Nur daß ihm der alternde Schönau mit seiner leuchtenden Glatze und den zahlreichen Falten als Rivale einfach lächerlich erschienen wäre. Überhaupt, dieser stolze Sprößling eines der ältesten und historisch berühmten Grafengeschlechtes benahm sich gegen Schönau — doch gar zu sehr „von oben herab“.

Manchesmal schon hatte es Mimi geärgert, wie boshaft er auf jenen losstichelte oder ihn dann wieder einfach für Luft ansah, während der also Mißhandelte sich alles gefallen ließ, ja, feige genug war, auch die bitterste Kränkung mit süßem Lächeln zu quittieren! Er schien sich jedenfalls im Glanze solch illustren Namens förmlich zu sonnen und brauchte mit Vorliebe die Redewendung: „unser Posedarich und ich“.

Fernab von all diesem bewegten Treiben, von diesem Intrigenspiel kleinlicher Eitelkeit, lebte Melanie in einer schöneren, reineren, selbstgeschaffenen Welt.

Überall sprach die Natur ihr zu Herzen und bot reichlich Ersatz, wenn jemals das Gefühl der Vereinsamung oder Zurücksetzung in diesem doch noch immer jungen und heißen Frauengemüte aufsteigen wollte.

Ein ganz besonders reizvolles Versteck hatte sich die Baronin in letzter Zeit im Freien ausgewählt. Dort, wo man, an der Kapelle fortschreitend, in den ältesten und zugleich friedlichsten Teil des Kurparkes gelangte, wo zwischen riesigen Baumkronen die Sonne nur scheue, verstohlene Blicke in das Dunkel des geheimnisvollen Laubganges zu entsenden vermocht, dort, wo immer eine so erquickende feuchte Kühle aus tiefbeschattetem Boden aufstieg: da, mitten in diesem Urwaldparadiese, hatte die große Naturfreundin ein Plätzchen erspäht, das — mit Tisch und Bänken zum Träumen einladend — ihr nun zu einem unwiderstehlichen Kehrewieder geworden.

Und auch heute saß sie wieder an jener Stelle, zärtlich umschwirrt von einer Schar Vögel, die, durch tägliche, regelmäßige Fütterung zahm gemacht, nun zu den besten Freunden der liebevollen Gönnerin geworden waren. Sobald Melanie sich zur gewohnten Stunde an ihrem Lieblingsplätzchen niederließ, da vernahm sie gleich schon hoch in den Bäumen ein eigentümliches Piepen und Zwitschern, das wie freudiges Rufen und Zurufen klang. Bald gerieten dann die niederen Zweige in Schwingung und hie und da hopste flink ein Rotmädchen auf den Boden herab oder schwang sich gar kühn zu Melanie auf die Bank. Denn so zahm waren diese herzigen Geschöpfe geworden. Und wie erwartungsvoll schauten sie mit den großen, klugen Augen danach aus, daß die sorgsame Frauenhand ihnen das erwartete Futter nicht versage. Wie ungeduldig sie die

Köpfchen wandten, wie lustig sie mit den Schwänzchen wippen — hurtig näher, immer näher rückend. Ein reizendes Bild diese fröhliche, hüpfende Schar in ihrer regen Beweglichkeit! Und wie rührend war es anzusehen, wie die Vogelmutter immer gegen ihre Jungen zurücktritt, wie sie selbstlos die schönsten Bissen den Kleinen überläßt: — o Mutterliebe, heilige, göttliche, wie offenbarst du dich selbst in dem schwächsten Geschöpf!...

Jetzt huschen auch die blauen Baumläufer neugierig um den Buchenstamm. Auch sie wollen ihren Teil Nahrung erobern. Nur sind sie nicht so klug, nicht so zutätig, wie Melanies Lieblinge, die nachtigallenähnlichen, graziösen Rotmeisen. Die kleinen schwerfälligen Dickleiber jener drolligen Klettervögel nehmen sich fast aus, wie buntgefiederte Mäuse — ja, welche Verschiedenheit der Naturanlage allüberall!

Aber jetzt, wo die Vogel Mahlzeit im schönsten Gange, jetzt gedenkt Melanie noch ein wenig hinaus zu treten, einige Schritte weiter, dort auf die tannenumstandene köstliche Wiese, welche eine grünende Berglehne wie mit samtenem Vorhang gegen Westen abschließt.

Aus dem Dunkel ihres Schattenreiches hervorschreitend, bleibt die Baronin da aber plötzlich wie geblendet, wie gebannt stehen...

Was?... Wer kam ihr denn hier soeben entgegen?... War das nicht das greifbar gewordene Bild ihrer Träume — ihr „Phantom“?

Und sie hatte alles dies doch, im Traume selbst, streng von sich abgewehrt!...

Im lichten, eleganten Sommeranzug, den Hut aus der Stirn gerückt, kam der Daherkundelnde offenbar ebenfalls in Traumstimmung auf sie zu, seines Weges kaum bewußt. Plötzlich aber emporblickend, warf er den Kopf wie unter nervösem Zucken zurück, seine schwarzen Augen leuchteten auf, eine unverkennbar heftige Bewegung hatte sich des jungen Mannes bemächtigt. Allein, als er seine Lippen öffnete, da war es nur der eine Laut des Staunens, der Wonne, der sich ihnen entrang:

„Ah! Ah!“ und rasch bedeckte er sich die Augen mit der Hand.

Auch Melanie war anfangs sprachlos. Dann jedoch faßte sie sich bald.

„Willkommen, Dr. Zorić!“ sagte sie einfach und herzlich. Er aber, als sei er beschämt, seine Gefühlsübermannung so öffentlich zur Schau getragen, sich so wenig bemeistert zu haben, griff sofort zum formvollendeten Weltmannston, indem er scherzte:

„Baronin mögen mich entschuldigen. Ich war so verwirrt — ich glaubte d r e i S o n n e n a u f e i n m a l z u s e h e n!“

Ja, er hatte recht mit seiner bilderreichen Dichtersprache: wo die Abendsonne in glühendem Purpur versank, da leuchteten ihm, zwei neu aufgehenden Sonnen gleich, die Augen der Freifrau glückstrahlend entgegen.

Und ohne jede Gefallsucht, ohne jede Ziererei, nahm sie sein Kompliment mit dem ihr eigenen warmen Frohgefühl auf.

„Auch ich war verwirrt — fast erschrocken über dieses schöne, unvermutete Begegnen“, gestand sie ehrlich. Ein glückliches Lächeln zeigte dabei ihre blendendweißen Perlenzähne, die so gesund, so makellos waren, wie die reine Seele dieser Frau selbst.

Unbewußt war die Baronin dann mit ihrem Begleiter wieder zu ihrem kaum verlassenen Lieblingsplatz unter der schattigen Buche zurückgekehrt. Und wie selbstverständlich lud sie nun hier Zorić zum Niedersitzen, ihr gegenüber, freundlich ein. Er, sich nichts Lieberes wünschend, verstand wohl den Zauber solchen Augenblickes festzuhalten. Ihnen beiden ward über eifrigem Reden schnell immer wärmer, immer freier ums Herz . . .

Hie und da kam wohl noch ein neugieriges Baumläuferl, um den Stamm herumhüpfend, aus dem grünen Gezweig, das die Abendsonne mit Lichtfunken goldig durchsprühte, aber alle äußeren Vorgänge verschwanden jetzt völlig vor den Blicken dieser Zuschauer. Es war, als lebten sie eben nur für und ineinander!

Nicht genug vermochte Zorić den Zufall zu preisen, der ihn nach Stubica geführt. Er verschwieg es nicht, wie ihn, trotz der so flüchtigen ersten Reisebekanntschaft, das Bild jenes Begegnens immer verfolgt habe. Ja, verfolgt sogar bis hinein in all den Märchenzauber des Plitvicer Naturwunders, dieser Perle der Schöpfung. Und wie er über alles das sprach! Nur ein Dichter konnte derart mit Worten malen, daß man Gefühle und Naturerscheinungen gleich etwas Greifbarem, Wesentlichem, in

leuchtenden Farben, in heißer Lebenskraft vor sich sah! Es zog sich auch durch all seine Schilderungen stets der rote Faden des Geheimnisvollen, der Gottesoffenbarung.

Gewöhnlichen Menschen bleibt ja dergleichen ewig fremd. Darum auch vermögen sie nie das wahrhaft Schöne zu schauen in seiner göttlichen Nacktheit. Nein, immer nur verhüllt, ver mummt, in die tausenderlei Fetzen, in all den gemeinen Kleinkram der Alltäglichkeit! So aber wird das Schöne in ihren Augen eine leblose Mumie, wohl zugerichtet und bereitet mit den Wickeln und Spezereien starrer Konvenienz...

Nun sprach Zorić davon, was ihn, den Ahnungslosen, jetzt dazu bewogen, Stubica aufzusuchen. Ein Duell, das er im vorigen Jahre geringfügiger Ursache halber gehabt und das ihm eine schwere Verletzung der Schulter eingetragen, hatte ihn damals mit völligem Unbrauchbarwerden seines rechten Armes bedroht. Wohl ward ihm dann hier von der heimischen Najade Genesung beschert, um jedoch jeder Folge des Übels energisch vorzubeugen, sah er sich auch dieses Jahr wieder zu abermaliger Badekur in Stubica gezwungen.

„Wie seltsam,“ sagte er mit seiner melodischen, verträumten Stimme, „wie seltsam, daß uns aus unseren Verirrungen und Irrtümern so oft der schönste und kostbarste Gewinn ersteht. Was hat mir zum Beispiel jenes unsinnige, ja, wie ich jetzt sagen muß, freventliche Duell schon eingetragen! Welch ein Gewinn, welche Bereicherung meiner Erkenntnis-sphäre!...“

Ein törichtes Wort, mit welchem ein gedankenloses, oberflächliches Mädchen, das ich damals zu lieben gewöhnt, die Gattin eines Ehrenmannes tief verletzt, deren Ruf geschädigt hatte, gab mir, der ich für die ‚Ritterpflicht‘ des Zweikampfes schwärmte, leicht Gelegenheit, eine Probe meines Mutes sowohl wie meiner Galanterie ihr gegenüber abzulegen. Als nämlich der Gemahl der leichtfertig geschmähten jungen Frau sich heftig verweisend an die Dame meines Herzens wandte, als er ihr in großer Gesellschaft eine sehr erregte, wenn auch nur allzu wohlverdiente Strafpredigt hielt, die der sechzehnjährigen Verleumderin jedenfalls eher zum Heile als zum Schaden gereichen konnte, da sprang ich für sie ein. Ich, als Unbefugter, antwortete jenem an ihrer Stelle mit solcher Impertinenz, daß — wie ich es ja vorausgesehen und beabsichtigt — dem also Beleidigten kein anderes Mittel blieb, als mich vor den Lauf seiner Pistole zu fordern. Und so standen wir uns denn bald darauf gegenüber: die Mordwaffe in der Hand! Daß keiner von uns fiel, das war Zufallsglück. Aber immerhin war es die Sache wohl nicht wert gewesen, daß ich — ein hoffnungsvoller, junger Mensch, der vielleicht bestimmt ist, noch manches Schöne und Gute zu leisten — daß ich um Haaresbreite derart zum Krüppel geworden wäre! Und alles dies, damit meine herzlose Schöne womöglich noch mit diesem Duell um ihretwillen prahle, anstatt sich zu schämen, so gewissenlos zwei

Menschenleben in Gefahr gebracht und den Ruf einer Unschuldigen besudelt zu haben.

Mir aber ward durch jenes Ereignis der Star gestochen. Als ich, kaum genesen, bei meinem ersten Spaziergang schmutzige Gassenbuben mit Kupferkreuzern ‚spielen‘ sah, da fiel es mir aufs Herz wie ein vernichtender Urteilspruch: ‚siehe, so leichtfertig hast du selber mit Gütern gespielt, die nicht einmal dein gewesen. Mit der Existenz eines andern und mit deinem eigenen Dasein, das auch wiederum nicht dir allein gehört!‘ . . .

Seit jener Stunde begriff ich klar, welche hehre Aufgabe es sei, gegen die Roheit und Absurdität des so lange verherrlichten Zweikampfes zu streiten. Und so tue ich dieses jetzt auch überzeugungstreu, ja, siegesgewiß, in Wort und Schrift, wo immer ich nur kann.

Wie weit übrigens in letzter Zeit die Duellmanie gediehen ist, das illustrieren die Untersuchungsakten der Budapester Staatsanwaltschaft. Da wird z. B. die Anklage gegen vier Herren erhoben, u. zw. 1. wegen Betrug und Duellvergehens; 2. wegen des Verbrechens des Diebstahls und des Duells; 3. wegen Defraudation und Herausforderung zum Duell; 4. wegen Diebstahls und Duellvergehens. Zur Erklärung dieser Delikte genügt zu wissen, daß der Herr Defraudant sich um jeden Preis mit demjenigen schlagen wollte, bei dem er den Unterschleif begangen, und daß die beiden Diebe und der Betrüger sich tatsächlich duelliert haben, da sie an ihrer Ehre keinen Makel duldeten. In der Schlußverhandlung werden

sie sich wahrscheinlich mit dem ‚gesellschaftlichen Zwang‘ verteidigt haben.“

Leuchtenden Auges hatte Melanie dem Begeisterten bis hierher schweigend zugehört; nun aber entfuhr ihr's wie ein Schrei des Herzens:

„Ja, ja, tausendmal haben Sie recht! Man hört ja auch zum Glück schon von so mancher edlen und einflußreichen Stimme, die sich für diese gute Sache erhebt. Und — als sei jetzt erst der Welt ein Licht darüber aufgegangen, wie eigentlich sich Mut von Feigheit unterscheidet — erst jetzt hat man gelernt, in Männern wie jenem beherzten Prinzen von Bourbon und den ihm Gleichgesinnten die wahren Helden, die mutvoll Freien und Bewundernswerten zu sehen!“

Zorić war entzückt, bezaubert, bei einer Frau so viel Verständnis für große, zeitbewegende Fragen zu finden. Zumal bei einer Frau, die sich so einfach gab, so ohne jedes Hinausstreben ins Frauenrechtlerische! Da gab denn bald ein Wort das andere — das Gespräch gewann immer wärmeren, vertiefteren Charakter.

Aber während der Mund so kluge, weittragende Worte zu reden bemüht, schienen die Herzen sich mehr noch zu sagen in stummer Sprache . . .

Plötzlich jedoch fuhr Melanie zusammen, schauernd, erschrocken, gleich einer Schlafwandlerin, die man jählings beim Namen gerufen und so unsanft geweckt hätte.

Knirschend, mit nervenzerreißendem Knisterton, war ihr ein dürres, sonnverbranntes Blatt über die Brust geglitten.

Ein Nichts, natürlich — nur ein leeres Ungefähr. Allein symbolisch hatte dies Bild der Vergänglichkeit, inmitten aller Sommer- und Liebespracht, diese sensitive Frauenseele aufs tiefste erschreckt.

Zorić, ohne das zu verstehen, sah die Baronin erleichen. Und mit bebenden, entfärbten Lippen sagte sie tonlos, auf das verdorrte Blatt weisend:

„Ein Bote des Herbstes!“

„Ah, was! Da kommt ja der Frühling!“ scherzte der begeisterte Poet, indem er auf die duftige Erscheinung des jungen Freifräuleins hinwies, das soeben — im weißen Musselinkleide, wie ein Schmetterling anzusehen — dahergeschwebt kam. Mimi behauptete nämlich, „ihre süße Mama“ schmerzlich gesucht zu haben.

„Ja, gewiß, das ist der Frühling in Person“, sagte diese. Aber ihre Stimme klang dabei fremd, entschieden auch wohl mehr wehmuts- als freudevoll!



## X.

Den nächsten Morgen erwachte Melanie mit einem ihr sonst gänzlich unbekanntem Wehgefühl. Unbegreifliche Schwere lastete ihr nicht nur im Gemüt, nein, sie spürte dieses Unbehagen auch sogar körperlich.

Die ganze Nacht hatte sie schlaflos zugebracht. In der Morgenfrühe erst war ihr erlösender Schlummer gewährt. Und darum erhob sie sich nun zu so ungewöhnlich später Stunde doch trotzdem matt und müde vom Lager.

Als Kathi, das blasse Zimmermädchen, der Baronin das Frühstück servierte, berichtete diese, daß „die gnädige Baroneß“ — Mimi — schon zu Rad eine größere Partie unternommen, und zwar in recht lustiger und zahlreicher Gesellschaft. Der junge Graf Posedarich sei nämlich gestern abends spät noch angelangt und hätte heute früh gleich alle Radfahrer Stubicas zu einer Wettfahrt ermuntert. Auch der als ganz besonders guter Velozipedist bekannte Dr. Zorić sei von der Partie. Kurz, die junge Baroneß werde gewiß viel Vergnügen von der Ausfahrt haben, zumal sie ja selber, wie sie gesagt, eine so unerschrockene und unermüdliche Radfahrerin sei...

O ja, das klang alles sehr hübsch, sehr lustig. Da sie Mimi ihrer Sache so gewiß und so sattelfest auf dem Stahlröblein wußte, brauchte die junge Mama sich auch keinerlei Besorgnis hinzugeben. Dennoch verriet ihre Miene jetzt nichts weniger als Befriedigung. Das treuherzige Zimmermädchen aber, das ihr, um ihrer stets gleichbleibenden Güte willen, sehr ergeben war, trachtete daher, sie auf andere Weise durch Neuigkeiten aufzuheitern. So nahm dann das unerbetene, einseitige Gespräch seinen Fortgang.

„A bissel viel zu tun gibt's heut' halt für mich“, redete Kathi weiter. „Wissen's gnä' Frau Baronin, gestern af d' Nacht is ganz ohne Anmöld'n, so wie sie's schon allerweil tuat, die Frau Gräfin — na! jetzta woas i net, wie sie eigentlich hoabt, wir sog'n halt: ‚Gräfin Daša‘ — mit an Fiaker kommen und deswegen han i heut' gar so viel z'tuan.“

Hiaz muß i in d'r Eil' noch oll's für sie herrichten . . . Ich möcht' ihr holt gern a Freid' mach'n, weil sie gar so liab und guat is. Aber mei' Gott — schlecht is sie wohl beinonda! Heua schaut's no viel schlechter aus als fort'n.

Dö Arme hat's halt immer beim Herz, wia der Herr Doktor sagt, und i glaub': lang wird sie's nimmer mitmach'n . . . Wär ja so besser für sie!“

Bei diesem Schlußsatz fuhr sich die brave Steirerin tränentrocknend mit der Schürze über die Augen. Anfänglich hatte Melanie ihr wohl kaum recht zugehört. Erst der Name „Daša“ fesselte plötzlich ihre Aufmerksamkeit.

Doch auch das nur momentan. Schon schien sie wieder in ihre apathische Stimmung zurückzusinken. Ohne weiter auf irgend welche Frage einzugehen, sagte sie nur in freundlich-verabschiedendem Tone:

„Ja, ja, liebes Kind, es trägt eben jeder sein Teil Not; nicht nur die Kranken allein!

Aber nun will ich Sie auch nicht länger zurückhalten. Geh'n Sie nur und machen Sie der armen Frau Gräfin alles recht schön!“

Als Melanie Preyck einige Minuten darauf, zum Spaziergang gerüstet, ihr Zimmer verließ, hatte sie vielleicht schon vergessen, daß es jetzt hier, in ihrer allernächsten Nähe, im Kurhause eine Leidende gab, deren Erwähnung unter anderen Verhältnissen und zu anderer Zeit sicherlich ihr allerinnigstes Interesse erweckt hätte. Eben aber war sie nur von ihrem eigenen Herzeleid umstrickt — einer Gefangenen gleich, in deren Dunkel weder Licht noch Schatten der Außenwelt hineindringt.

So vermied Melanie jetzt auch absichtlich den belebten Kurpark. Sie verließ das Haus durch den rückwärtigen Ausgang, um hier, über die sonnigen Wiesen, schnell dem Schatten des Waldes zuzueilen. Wenn irgend etwas geeignet schien, ihre düstere Stimmung aufzuheitern, so war es wohl der Anblick dieser weiten, grünen Rasenflächen, deren üppig-bunter Blumenflor, vom blendenden Sonnenschein verklärt, jeden denkenden Beschauer anmuten mußte, wie ein tiefsinniges Poem.

Wenn die zarten Malven hier im Morgen-  
zephir ihre weißen Glockenkelche träumerisch  
regten, so war es, als hauchten sie süße,  
schauerlich süße Klostergeheimnisse aus.

... Wer waren sie gewesen, alle jene, die  
einst in diesen Gründen vor den Stürmen der  
Welt ein friedliches Asyl gesucht?... Waren  
es Gottgeweihte, waren es erdentrückte, heilige  
Seelen? Oder mehr todesmatte Bűßer, die sich  
müde gerungen im vernichtenden Kampfe zwi-  
schen Liebe und Leidenschaft? Oder Träumer  
gar, denen dies kurze Erdenleben nur gegeben  
schien, um sich auf ein ewiges, schöneres,  
durch Entsagung aller Art vorzubereiten?...

Und neben den traurig-ätherischen Malven,  
da schauten aus dem Grase wieder so lebens-  
frisch-üppig die schimmernden Margueriten  
hervor — — Ihre schelmischen Goldaugen  
mahnten blinzelnnd an jenes uralte Liebes-  
orakel, um das sich, seit die Welt steht, so  
manches Menschenschicksal dreht: „er liebt  
mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein  
wenig — und garnicht!“

Ehe sie's gedacht, hatte Melanie ein  
solches Blümlein gepflückt. Schon lösten ihre  
Finger mitleidslos Blatt für Blatt aus dem ster-  
benden Blumenherzen.

„E r l i e b t m i c h !“ sagte sie, schamhaft  
errötend wie ein junges Mädchen, leise zu sich  
selbst und konnte den Blick nicht abwenden  
von dem letzten dieser kleinen stummbere-  
dten Wahrsager, den sie lange noch sinnend in der  
Hand mit sich forttrug. — Dann aber, scheu  
zurücksehend, als fürchte sie, bei so kindisch-

närrischem Treiben von irgend jemand überrascht zu sein, fiel ihr Auge dabei auf ein junges Bäumchen, das ganz umrankt war von den an seinem Stamm emporwachsenden Malven. Wie das Symbol unentrinnbarer Trauer schlossen sich diese weißen Blütenarme immer fester über ihm zusammen. „Schließlich — wer weiß — ersticken sie vielleicht all seine Lebenskraft“, dachte Melanie.

...Aber was ist das?...

Ihr zu Häupten schwebt ein seltsam schöner Vogel majestätisch daher. Blau seine Brust, blau seine Schwingen, von einem wunderbaren, schimmernden Blau ... Ist das nicht der „blaue Vogel“ der Sage?...

Ja, fürwahr, die schöne Frau wandelt heute sinnbefangen allüberall in einer fremden, mystisch anziehenden Zauberwelt!

Jetzt steht sie schon im Walde, der sich in sanftem Schlangenfade zur Höhe des imposanten „K a m e n i a k“ emporstreckt.

Das Rauschen uralter Buchen und Eichen weht ihrer heißen Stirne labende Kühlung zu. Ha! Wie das Steigen ihr wohltut, wie es ihr — der Starken — jede Lebenskraft wieder neu zu stählen scheint! Gern und leicht würde Melanie so bis zum neuen „Belvedere“ auf dem Bergesgipfel fortklettern. Aber ein unklarer innerer Zug läßt sie plötzlich von dieser Richtung abweichen. Dort, wo nach mäßiger Steigung der rechtsseitige Waldweg eine Abzweigung aufweist, da hemmt Melanie nachdenklich den Schritt... Warum nicht jenes ihr bisher unbekanntes Endziel des versteckten

schmalen Seitenpfades suchen? Vielleicht winkt da hinaus wieder eine reizvolle Aussicht? Schon klettert sie empor — die Mühe ist nicht groß und — was noch mehr sagt! — sie verlohnt sich! Oben angelangt, erschließt sich ein von der Natur selbst gebildetes Tannenboskett, ein köstliches Stück Weltversteck — und dennoch wiederum so nah' dem Kurhause, daß man dessen weiße Mauern sich handgreiflich gegenüber sieht. Wie aber Melanie dieses reizende Fleckchen betritt, da nimmt sie gleich zuerst noch nichts von alledem wahr. Ihr Auge haftet nur staunend an einer Frauenerscheinung, die hier, nachlässig und müde auf einer Bank ausgestreckt, den Rücken an den Stamm einer mächtigen Föhre gelehnt, jetzt ebenfalls verwundert auffährt und die Hinzutretende mit fragenden, aber freundlichen Blicken mustert.

„O, bitte um Verzeihung!“ entschuldigt sich Melanie mit bescheidener Höflichkeit. Die andere aber scheint ihr Kommen durchaus nicht als etwas Störendes anzusehen. Im Gegenteil, sie zieht die Baronin mit einladender Gebärde zu sich nieder auf die Bank, von welcher sie sich gleich aus ihrer liegenden Stellung erhoben hatte.

„Baronin Preyck, wenn ich nicht irre?“ Wie lieb sie das sagt! Denn sie spricht diese Worte ja nicht in gewöhnlicher konventioneller Weise allein mit dem Munde, sondern auch noch mit einem sonnigen Blick ihrer herrlichen Augen, mit einem herzugewinnenden Lächeln und einem melodischen Koselaut, der die einfache Phrase wirklich zu einer Art

Sympathiekundgebung werden läßt. Bei Nennung ihres Namens aber, da verlischt plötzlich alles Strahlende auf den Zügen der Fremden. Wie in schmerzlicher Überwindung nur entringt sich's ihren Lippen leise, fast tonlos:

„Gräfin Lahnsdorff - Lenkovich.“

Überhaupt an dieser Frau ist alles anders wie bei gewöhnlichen Evatöchtern. Schon daß das eigentlich noch jugendliche, wenn auch auffallend bleiche Gesicht mit den vornehm-schönen Zügen unter schneeweißem Stirngelock hervorschaut, während die üppige Haarpracht am Hinterhaupte glänzend schwarz blieb, schon das gewährt einen sonderbar reizvollen Anblick. Aber am merkwürdigsten und beachtenswertesten sind doch diese von feingeschnittenen, tiefschwarzen Brauen schwungvoll überwölbten Augen, die, zwei glühenden Kohlen gleich, fast wie das einzig Lebendige in dieser, von tiefstem Leide erstarrten Physiognomie erscheinen. Und schmerzgestempelt sind auch die zarten Hände der Gräfin... Welche Unsumme von Qual hatte das Schicksal wohl dieser Frau zugeteilt! Von der körperlichen, die den zarten Leib geschüttelt und zermürbt, nicht zu reden. Größer, schwerer sicherlich war noch ein Übermaß an Seelenqual in markverzehrender Leidenschaft oder in lebenszerstörender Entsagungspein... So denkt Melanie und fühlt eine warme Zuneigung für die schöne Unglückliche in sich aufkeimen.

„Ich vermute, Gräfin, Sie sind Schriftstellerin“, äußert sie dann, auf eine kleine

Rolle Manuskripte und die anderen notwendigen Schreibbehelfe weisend, welche sich neben dieser auf der Bank befanden.

Da aber hatte die Fremde nur ein ganz bescheidenes Achselzucken zur Antwort.

„Ach, liebe Baronin,“ erwiderte sie müde, „Gott bewahre mich, das Heer der dilettierenden Frauen auf solchem harten Felde noch zu vermehren! Gewiß, ich schreibe hie und da kleine Artikel, kurze Essays, zur Bekämpfung verschiedenster Vorurteile, zur Bekehrung der Menschheit zur Menschlichkeit, wenn man so sagen darf. — Aber ‚Schriftstellerei‘, nein, mit so großem Wort darf man meinen periodischen Journalismus nicht stempeln. Alles Halbe ist mir überhaupt zuwider. Was man ist, was man fühlt, soll man ganz sein. Ganz oder garnicht. Anders nehmen wir unserem Denken und Handeln ja jegliche Berechtigung!“

Wie Melanie dabei aufhorcht! Immer besser gefällt ihr die neue Bekannte.

„Es muß aber doch schön sein, sich in irgend einer Art, sozusagen einer inneren Mission zu weihen“, entfährt ihr's jetzt lebhaft.

Da sprühen ihr auch der andern Blicke dankbar entgegen. Und die Stimme der Gräfin gewinnt plötzlich an Kraft:

„Ja, gewiß. Ich kann sogar sagen, daß diese Art ‚innere Mission‘ es ist, was allein mich am Leben erhält. Denn, was das Dasein sonst mir zu bieten hat — — —“

Ein Seufzer, der den abgebrochenen Satz schließt, sagt der Zuhörerinnen mehr, als die

ergreifendsten Worte. Doch gewöhnt, sich immer wieder zu beherrschen, fährt die traurige Sprecherin gleich gefaßt fort:

„Wenn ich an eine ‚innere Mission‘ im höchsten Sinne denke, da fällt mir natürlich unser junger Dichter Zorić ein — Sie haben ihn doch gewiß schon kennen gelernt? Ah, sehen Sie, Baronin, der hat fürwahr eine göttliche Mission! Ein echter Poet und glühender Patriot zugleich, ist er wohl dazu auserwählt, zu jenen Großen zu zählen, die von Gott selbst ihrem Volke zu Propheten bestimmt sind.“

Heiß fühlte es Melanie, daß sie hier aus fremdem Munde bestätigt vernahm, was das eigene Empfinden ihr instinktiv schon vorausgesagt.

Und mit begeisterter Gebärde, die Augen flehend zur Gräfin erhebend, sagte sie nur:

„O, bitte, bitte, erzählen Sie von ihm!“

„Herzlich gern,“ lautete die Antwort, „hege ich doch selbst für Dr. Zorić eine Art mütterliche Sympathie und Bewunderung. Als Knabe schon war mir der reizende kleine ‚Ljubica‘ — wie man ihn nach seinem Taufnamen, Slavoljub, kosend benannt — stets lieb. Und so vermochte ich die staunenswerte Entwicklung seiner Geistesgaben mit reger Teilnahme stolz zu verfolgen. Überdies ist sein Schicksal seltsam von Anfang an. Stellen Sie sich vor, Baronin, er hat weder Vater noch Mutter gekannt. Als Findelkind ward er auf der Schwelle eines unserer Schlösser entdeckt und von der kinderlosen Herrschaft dort freudig aufgenom-

men. Den eigenen Namen freilich konnten die Adoptiveltern ihm leider nicht verleihen, da die übrigen Glieder des gräflichen Geschlechtes der Rockenstein voll Neid dagegen Einsprache erhoben.

Allein, mir scheint, mit dem freigewählten Namen Zorić\*, der wie Morgenröte der Verheißung über diesem Kind von rätselhafter Abstammung aufging, hat man ein gutes Omen erwählt. Was Elternliebe und die glänzendste Erziehung einem Manne zu bieten vermögen, ward ihm zuteil. Und herrlich hat er's seinen Wohltätern gelohnt.

Freilich, auch mit Sorgen hat er sie anfangs nicht verschont. Oft setzte er sein Leben leichtsinnig aufs Spiel. Auf der Universität, da gab es Ehrenhändel, gab's Duelle. — — — Ja, natürlich, edles Blut wallt leicht. Und dies gilt wohl für jeden echten Kroaten. Leidenschaftlich und äußerst reizbar im Ehrgefühl, sitzt ihnen allen die Waffe sehr locker. Das aber ist nun einmal Tradition bei einem Volke, das in der Abwehr gegen unaufhörliche Türkengefahr groß geworden, heldenhaft erstarkt ist. Ja, wo einst selbst Kinder und Weiber das Schwert und die Pistole zu führen gelernt haben. Was nun aber Zorić betrifft, so hätten seine Pflegeeltern jedenfalls auf keinen rechten Sohn mit größerem Stolze zu blicken vermocht, vor keinem blaublütigen Rockenstein hätte sich eine weitere, reichere Zukunft aufgetan!“

---

\* Der Name Zorić leitet sich im Kroatischen vom Worte „Zora“, d. h. die Morgenröte, her.

„Daß er eine edle Natur ist,“ fiel Melanie ein, „das merkt man wohl aus jedem seiner Worte. Das fühlte auch ich gleich heraus, so wenig ich ja Dr. Zorić sonst noch kenne.“

Die Gräfin sah ihr, als sie so sprach, plötzlich tief in die Augen. Unwillkürlich senkte Melanie die Lider. Ward denn diese reife Frau auf einem Verrat ihres Herzens ertappt?...

Auf alle Fälle hielt sie es für geraten, jetzt schnell das Thema der Unterhaltung zu wechseln. So frug sie denn ihre Nachbarin, in welcher sie längst schon die interessante „Gräfin Daša“ erriet, jetzt sehr herzlich und eingehend nach deren Befinden.

„Sie sind zu gütig, nach solchen Dingen zu fragen,“ meinte diese mit wehmütigem Lächeln. „Gutes gibt es darüber eigentlich nie zu berichten. Seit meiner Ankunft aber fühle ich mich besonders elend. Wahrscheinlich zog ich mir gestern auf der Herfahrt in der Abendkühle eine Erkältung zu. Ich werde ein peinliches Frostgefühl heute garnicht los.“

Und schauernd hüllte sich die zarte Gestalt in einen roten Mantel, der ihr wie ein königlicher Purpur um die Schultern floß. Das paßte auch vorzüglich zu dieser vornehmen Physiognomie, die einen wahren Herrscherausdruck von Kühnheit und gewaltsamer Willenskraft trug.

„Gehen wir heim!“ riet Melanie.

Sofort erhob sich auch die andere, wortlos dem wohlgemeinten Ratschlage folgend. Bei dieser Bewegung preßte sie, wie von Schmerz überwältigt, plötzlich die Hand aufs Herz.

Momentan blieb sie stehen — die Augen geschlossen, die Lippen zu stoßweisen, schweren Atemzügen leicht geöffnet. Da legte Melanie sanft ihren Arm um die Leidende und diese, wie unter dem Zauber solcher Teilnahme von ihrer Qual erlöst, warf sich der neuen Bekannten mit impulsivem Gefühlsdrang um den Hals:

„O, Sie Gute, Sie Liebe — lassen Sie uns Freundinnen sein!“

Nur eine so ungewöhnliche Frau wie Daša konnte solcherweise handeln, nur eine edle Seele wie Melanie sie dabei recht verstehen!



## XI.

Nachmittags war Mimi endlich heimgekehrt.

Mit den sprühenden Augen, den leicht geröteten Wangen sah sie in ihrer freudigen Erregung jetzt reizender denn je aus. „Da kommt der Frühling“, mußte Melanie bei ihrem Eintritt denken.

Merkwürdig, daß ihr, im Zusammenhang mit der Tochter, gleich wieder Zorić und dessen geflügeltes Wort einfiel!

Während Mimi sich vor dem Spiegel ihres kleidsamen Hutes umständlich entledigte und dabei mehr zu ihrem eigenen Reflexbilde als zu Melanie hinsah, sprudelte sie, dessen ungeachtet, gleich ihre volle Befriedigung mit dem Ausflug hervor:

„O, es war herrlich — prachtvoll. Ich fast immer voran. Natürlich, die Herren waren galant genug, mir den Vorrang zu lassen und die Damen — na!“ Hier zuckte Mimi nur mitleidig die Achseln. — „Ach, diese miserable Radlerei! Gleich immer in Angst oder alle Augenblick schon müde. Da bin denn ich doch wahrhaftig aus anderem Stoff! ‚Ein Teufelsmädchen‘ hat mich sogar der phlegmatische Posedarich genannt. Überhaupt, der

kam heute etwas aus sich heraus. . . . Ach, und was zuletzt noch das Schönste war — nein, höre nur, Mama! — es entspann sich ein förmlicher Sängerkrieg mir zu Ehren.“

Bei diesen Worten ließ sich das schöne Mädchen zur Seite ihrer Mutter in einen Fauteuil sinken und lachte, lachte, daß sie sich schüttelte.

„Schau her,“ sagte sie dann, mit wichtiger Gebärde ein Blatt Papier aus der Tasche hervorziehend, „schau her, Mama. Sieh, was deine Tochter alles zuwege bringt! . . . Aber nein, so kannst du es ja nicht verstehen“, wehrte Mimi jetzt ein neugieriges Ergreifen jenes Blättchens seitens der erstaunten Baronin schnell ab.

„Du kannst unmöglich diese kritzig geschriebenen Verse allein enträtseln.

Also höre. Wie wir alle seelenfroh beim Kurpark aufs Rad steigen, da bemerke ich ein sonderbares menschliches Monstrum, einen wahren Quasimodo, dort bei der Kapelle am Wege lagern und mit blauroten, geschwollenen Lippen zu einer mit heiserer Stimme gesungenen Melodie ganz unbegreifliche Worte herlallen.

Sein riesiger Kahlkopf wackelte im Takte hin und her, seine verglasten Augen sahen mich an mit blödsinnig-bittendem Blick, und ich ziehe meine Börse, um den armen Trottel mit einigen Hellern zu begnaden.

„Da! würdiger Vater,“ rief ich ausgelassen, „nimm den Lohn deiner frommen Tat.“

Nun hättest du aber Posedarich sehen sollen, wie der sich dabei benahm! Einen förm-

lichen Luftsprung machte er und klatschte vor Freude laut in die Hände: „Bravo! Bravo! Baroneß, das nennen Sie „beten“, was der Alte da brummt? O, das gefällt mir! Das heißt fürwahr eine lustige Litanei!“

Ich begriff natürlich sofort, daß es sich um etwas dem ‚Beten‘ sehr Entgegengesetztes handeln müsse. Mich reizte die Neugier, gründlich nach dem eigentlichen Sinne dieser originellen Vorträge zu forschen. Allein — das wußte ich ja voraus — auf direktem Wege ließ sich von Posedarich gar nichts herausbringen. Er ist ja überhaupt in allem so bequem. Schon daß er sich zu so vielen Worten, wie er eben verschwendet hatte, hinreißen ließ, schon das mußte ich ungewöhnlichen Beweggründen — vielleicht auch nur meinem kleidsamen ‚Dreß‘ — zuschreiben. Ich schlußfolgerte also ziemlich sicher: ‚Gefalle ich ihm, so zwingen ich ihn am besten durch Eifersucht zum Gehorsam‘. Daher sagte ich denn schlau, nur so ganz obenhin: ‚Ah, da wende ich mich gleich an Dr. Zorić! Unser ebenso galanter als geistreicher Poet wird mir das Lied des alten Sonderlings unverzüglich in gute, deutsche Verse übertragen‘.“

„Was dir nicht alles einfällt, Kind!“ unterbrach Melanie die Tochter halb erstaunt, halb unwillig. Diese aber, ohne den Einwurf zu beachten, fuhr nur um so lebhafter und lustiger fort:

„Natürlich hatte ich wieder gewonnenes Spiel. Die Männer sind ja schon einmal so. Wer sie geschickt bei ihrer Eitelkeit packt,

der macht aus dem Klügsten selbst einen dummen Jungen, der blindlings gehorcht. So auch Posedarich:

„Auf Ehre, Baroneß!“ rief er erregt, „Sie sollen sehen, daß — wenn er will — auch ein Kavallerieoffizier Verse zusammenbringt. Und“ — flüsterte er mir geheimnisvoll zu — „daß ein Graf Posedarich überhaupt in garnichts so einem obskuren Monsieur Zorić nachsteht.“ Er glaubte natürlich, er habe mir jetzt furchtbar imponiert. Ich aber dachte mir:

«O wie süß ist das Betrügen —  
Süßer das Betrogensein!»

und frohlockte innerlich über meine wohl-gelungene Kriegslist.“ Hier hatte Melanie der Übermütigen allerdings mit dem Finger gedroht, allein die Mahnung: „Schlimmes Kind!“ kam doch unter so herzhaftem Lachen hervor, daß diese sie wohl mehr als Beifall hin-nahm.

So erzählte Mimi denn strahlend weiter: „Als wir im nächsten Wäldchen eine kleine Rast hielten, sah ich den schneidigen Kavallerieoffizier wahr und wahrhaftig eilig etwas in sein Notizbuch schreiben. Und als er mir nach einigem Zaudern das Blatt überreichte, da — schau her, Mamachen — da waren es wirklich diese gar nicht zu verachtenden Knittel-verse, denen jedenfalls eine tüchtige Komik innewohnt.

Also nun höre:

## Lied des Toren aus Stubica.

Sprach: ein Liter Wein  
Soll kredenzt euch sein:  
— Weiber, hört mir zu —  
Laßt ihr mich in Ruh'!

Kamen eins, zwei, drei  
Weiber flugs herbei,  
Schlürften gierig Wein  
Auf die Kosten mein.

Ach, doch meine Ruh'  
Stahlen sie dazu —  
Denn ein jedes Weib  
Teufel hat's im Leib!

Diebten, liebten mild,  
Liebten, diebten wild —  
Tolle Tändelei:  
Keine gab mich frei!

Männer, gebet acht:  
Eh' als ihr's gedacht,  
Alle seid ihr ausgelacht,  
Und um Glück und Ruh' gebracht,  
Ja, ja! Haha!

Nicht wahr, das ist nicht schlecht? Überdies will mein ritterlicher Troubadour sein unsterbliches Werk noch in Musik setzen und es heutigen Tages schon nach der Table d'hôte im Speisesaal selbst vortragen. Ich glaube wirklich, der gute Posedarich —“

Zu Ende konnte Mimi diese Vermutung nicht mehr aussprechen, denn mit der Schnalle ihres Gürtels spielend, hatte letzterer sich gelöst, wodurch ein prächtiger Strauß wilder Feldblumen zu Boden glitt.

Melanie hob die prangenden Mohnblüten auf, um sie gleich in ein Glas Wasser zu setzen.

Die Tochter aber, ohne sich zu bücken, hatte der Mutter dabei völlig gleichgültig zugesehen und sagte jetzt, nur so über die Schulter hin, zu knapper Erklärung:

„Von Zorić.“

Damit schien ihr die Sache endgültig erledigt . . . Daß der junge Poet ihr diese Blumen-  
spende ausdrücklich als „für die Baronin  
Mama“ bestimmt, eingehändigt, das sagte  
sie nicht. Vielleicht auch hatte sie es nur als  
eine scherzhaft Scheinphrase aufgefaßt. Denn  
wem anders als ihr konnte die Huldigung  
gelten?

---

Da pocht es an die Tür . . .

„Daß man auch nie ungestört sein kann!“  
äußert unwirsch Mimi.

Aber auf das freundliche „Herein“ ihrer  
guten Mutter sieht sie schon ein junges,  
bescheidenes Mädchen eintreten, das als  
Kammerjungfer der Gräfin Lahnsdorff einen  
schönen Gruß von dieser und zugleich die drin-  
gende Bitte überbringt, die gnädige Frau Ba-  
ronin möge sich, wenn irgend möglich, gütigst  
zu ihrer Herrin verfügen. Die arme Gräfin  
fühle sich nämlich sehr schlecht und wäre so  
unendlich dankbar für den lieben Besuch.

Ohne weitere Erklärung, ohne Besinnen  
folgt Melanie der erregten Botin. Auf dem  
Wege zur Leidenden erfährt sie dann teil-  
nahmsvoll, daß die Krankheit diesmal ern-  
ster, und zwar akuter Natur zu sein scheine.  
Wie die betrübte Dienerin erzählt, habe sich  
die Gräfin erst infolge eines plötzlichen

Schüttelfrostes entschlossen, das Bett aufzusuchen. Dabei küßt die treue Kammerjungfer wieder und wieder Melanies Hände in überströmender Dankbarkeit für deren hilfsbereites Kommen.

Der Anblick, welcher sich Baronin Preyck im Krankenzimmer darbietet, ist rührend. Bei ihrem Eintritt hebt die Patientin mühsam den Kopf und sagt nur:

„O du ... du! ...“

Daß dies „Du“ mehr bedeutet, als die gewöhnliche Gesellschaftsanrede unter Gleichgestellten oder sogenannten Freunden, das fühlt Melanie sofort klar heraus. Ja, dieses „Du“ ist ein Laut des Herzens, mehr wert, als jedwedes abgebrauchte Dankeswort!

So geht sie denn auch schwesterlich-liebevoll zu der andern hin, küßt sie auf die heiße Stirn und sagt zärtlich, fast wie man kranke Kinder beschwichtigt:

„Sei ganz ruhig, Daša! Ich bleibe bei dir. Sollst sehen, wir bringen schnell wieder alles zurecht!“

Das klingt sehr zuversichtlich. Nichtsdestoweniger sieht Melanie mit Angst das Fieber, welches diesen schwachen Leib mit so furchtbarer Wucht zu schütteln beginnt, bemerkt sie die Schauer, unter denen die Zähne der Kranken konvulsivisch zusammenschlagen.

„War der Herr Doktor schon da?“ flüsterte Melanie, zur Kammerjungfer gewandt.

Diese zuckt die Achseln:

„Ach Gott, das ist ja das Unglück: eben war der Arzt gerade in ein Dorf abgeholt. Und das soll sehr weit sein. So muß man abwarten.“

Während dieses Gespräches waren beide, um die Patientin nicht aufzuregen, auf den Gang hinausgetreten, wo sie sich ungestört zu beraten hofften.

Da hörte man eilige, aber vorsichtig gedämpfte Schritte nahen. Im nächsten Moment war Zorić hinzugetreten.

„Teure Baronin! Welcher Schreck — — auch ich bin bestürzt!“

Diese Worte entrangen sich fast unzusammenhängend seiner atemlosen Brust. Dann aber, einen tiefen, seelenvollen Blick in deren Augen senkend, hatte er schon Melanies Hand feurig erfaßt und sie begeisterungsvoll an die Lippen ziehend, flehte er: „Engel der Barmherzigkeit, lassen Sie mich Ihnen beistehen!“

Einen köstlicheren Lohn für ihren Freundschaftsdienst an der armen Daša hätte die Baronin sich gewiß nimmer erträumt. Aber alle persönlichen Empfindungen gewaltsam zurückdrängend, behielt sie jetzt nur das Notwendigste im Auge. Und wenn auch mit besonders innigem Tone im Dank, wußte sie doch zugleich Zorić ganz objektiv über die ihm zufallende Rolle des Retters aufzuklären. Ja, gewiß, so würde es gehen! Er, als vorzüglicher Reiter, könnte doch Dr. Spanner gleich nachjagen und diesen zu möglichst schleuniger Rückkehr bewegen. Sonst aber — d. h. wenn die Meldung von Dašas Erkrankung dem

Arzte nicht sofort zukam — lag die Gefahr nahe, daß er möglicherweise noch eine weitere Rundfahrt in seiner bäuerlichen Praxis vornahm und am Ende gar erst spät abends nach Stubica zurückkehren könne.

Wie schnell sich unter verständigen Menschen alles auseinandersetzen läßt!

Noch ein für diese traurige Veranlassung vielleicht allzu stürmischer Handkuß von Poetenlippen — dann war die Hilfsaktion eingeleitet und alles in Gang gesetzt. Melanie nahm hochklopfenden Herzens wieder ihren Samariterposten im Krankenzimmer ein.

Die dorthin längst vorangeeilte Dienerin bedeutete ihr, daß die Kranke jetzt schlafe oder wenigstens zu schlummern scheine. Ja, in der Tat, die Augen, diese eben noch so fieberhaft glühenden Augen, hielt sie geschlossen. Aber war das Schlaf oder nur Betäubung von der Glut, die nun auch jene heißen, brennend roten Flecken auf die Wangen der Gräfin malte?...

Vorsorglich entfernte Melanie die Kerze aus dem Gesichtskreis der Kranken und wollte den Leuchter eben auf den Schreibtisch niederstellen, als ihr hier ein offenes Manuskript in die Augen fiel. Daneben lag noch die dazu benützte Feder sowie ein eleganter Zwicker. Offenbar also hatte Daša ganz kürzlich erst an dieser Arbeit geschrieben und dann, von der Krankheit übermannt, plötzlich abbrechen müssen. Welch starker Geist lebte in so zarter, gebrechlicher Hülle! Und die Papiere vorsichtig ordnend, las Melanie die in Lapidarschrift hingeworfene Überschrift:

„Zur Dienstbotenfrage.“

Gleich die ersten Zeilen fesselten ihre Aufmerksamkeit. „Man nennt Dienstboten ‚bezahlte Feinde‘. Wie? Wer das vergiftende, böse Wort wohl ersann? ... Ein Niedrigdenkender gewiß, ein Elender, der da wähnte, daß Geld alle Beziehungen von Mensch zu Mensch regle. Von Mensch zu Mensch sage ich — darin liegt's! Macht die ‚bezahlten Feinde‘ erst zu ‚Hausgenossen‘, anstatt sie nur als totes Nutzobjekt anzusehen; sucht als Menschen mit Menschen ihre Freude zu teilen, ihre Leiden zu verstehen. So, aber auch nur so habt ihr die ganze schwere Frage leichthin gelöst. An Stelle des Mietlings tritt — der Genosse!“

---

Aber was war das?

Klang nicht da, vom Krankenlager her, ein leises Stöhnen? Und den Kopf wendend, erkannte nun Melanie, wie das Kammermädchen, ängstlich um ihre Herrin bemüht, sich über das Bett gebeugt hatte, voll Eifer bestrebt, die wild umhergreifenden Hände der Fiebernden zu halten und dieser allerlei leise Beruhigungsworte zuzüflüstern. Jawohl, da sah man durch solch treue Pflege die eben gelesenen Worte der Gräfin herrlich illustriert. „Von Mensch zu Mensch“ hatte sich hier ein unzerreißbares Band gewoben!

Doch die Krankheit sprach jetzt aller Hingebung Hohn.

Immer unruhiger bewegten sich die Lippen der Leidenden, erst leise, kurze, unver-

ständige Worte, dann immer lauter, wirre, schmerzliche Sätze ausstoßend.

Jetzt konnte Melanie deutlich vernehmen:  
„Bela, Geliebter, laß mich bei dir! Gar nichts weiter will ich, als bei dir sein — immer — immer!

Begreifst du's? Hast du's gehört? Jetzt bin ich frei. Ja, ganz frei! So wie wir es früher nicht einmal zu hoffen gewagt.“

Dabei hob sich das Haupt der Phantasierenden wie lauschend empor. Eine irre Angst hatte die schönen Züge plötzlich verzerrt.

„Was? Was sagst du?...

Großer Gott, wir sollen scheiden?!...“

Weinend barg sie das Gesicht in die Kissen. „Nein, nein. Da laß mich bleiben, da — geborgen an deinem Herzen! Nur niemals fort von dir. Ich kann so nicht leben... Begreifst du's?“

In krampfhaftem Schluchzen schien die Stimme zu ermatten. — Es ward still.

Dann aber, nach einer Pause forderten die wilden Wahnbilder aufs neue ihr Recht.

Ein Schrei entrang sich der gequälten Brust.

„Ha! Was gilt mir's, daß dein Leiden unheilbar sein soll? Fürchte ich dich denn?

Ein Geisteskranker, sagst du — — nein, auch davor hab' ich kein Grauen! Nur vor dem einen graut mir: dich zu verlieren — ewig allein zu sein!

Das ist mein Tod.

Dein war ich, ganz dein, und du, Bela, bist mein Leben! Ohne dich ist überall Tod. O, wie mir graut...

Die Welt verödet. Mein Ich zerstört!“

Und in abermaligem Schluchzen erstarb der Rest dieser ergreifenden Beichte. Wie furchtbar erschütternd klang solches Weinen. So hilflos, so wahnwitzig...

Unaufhörlich rannen heiße Tränen zwischen den schmalen, feinen Fingern hervor, indem die Unglückliche beide Hände vor das Gesicht gepreßt hielt.

Ach, welche Seele voll Glut und Adel — welche Kraft des Liebens hatte sich hier offenbart!

Endlich schien der Tränenstrom Erleichterung zu bringen. Kraftlos sanken die Arme schwer zur Bettdecke nieder. Der Körper dehnte sich, wie in der Abspannung nach einem furchtbaren Kampf.

Melanie konnte der neuen Freundin nur Augen und Stirn behutsam trocknen, dann mußte sie dieselbe wieder sich selbst überlassen. Denn ehe der Arzt seine Maßregeln erteilt, wagte man ja nicht, irgendwie eigenmächtig einzugreifen.

Übrigens schien jetzt die Kranke wirklich zu schlafen.

„Gott sei Dank, es ist vorüber!“ meinte nun auch das erfahrene Kammermädchen. „Ich kenne das. Sobald die Frau Gräfin einmal fiebert, da sind es immer dieselben gräßlichen Phantasien.“

Und dann, ganz ängstlich sich an Melanie herandrückend, kniete das treue Geschöpf vor der Fremden nieder, küßte deren Hände und bat flehend:

„Gütigste, allergnädigste Frau Baronin — nicht wahr, davon erfährt doch kein Mensch etwas, was meine arme Gräfin da eben alles so irr durcheinander geredet hat?“

Nein, darüber konnte die gute Seele ganz beruhigt sein. Eher wohl hätte Melanie ihr eigenes, als das soeben vernommene Geheimnis verraten.



## XII.

Zum Glück hatte sich alles doch besser und leichter gestaltet, als es anfangs zu befürchten stand.

Dank der tatkräftigen Hilfe Dr. Spanners nahm die Krankheit einen verhältnismäßig raschen, gefahrlosen Verlauf. Und nun, wo kaum drei Wochen seit den letztgeschilderten Ereignissen verflossen, fühlt sich Gräfin Daša bereits völlig hergestellt von ihrem schlimmen Influenzaanfall. Daß es wirklich eine Influenza sei, wollte man ja anfangs, der warmen Jahreszeit wegen, nur schwerlich glauben. Aber der kluge Arzt behielt recht: bei einer Natur wie die der Gräfin, konnte nun schon einmal überhaupt garnichts wundernehmen. Denn, wer selbst so ganz und gar ein Ausnahmewesen war, wie sie, der durfte sich sogar die wissenschaftliche Ausnahme einer Influenza mitten im Sommer gönnen! So wenigstens hatte es der weise Äskulap seiner Kranken scherzweise freundlich erklärt.

Daß sie aber, trotz ihres schweren Herzleidens, so gut dabei abgekommen, das — so gestand es auch er ehrlich ein — blieb nicht zumindest das große Verdienst treuer Freundschaftspflege seitens der unermüdlich aufopfernden Baronin Preyck.

Und diese selbst? Was hatte denn sie erfahren, erlebt?

Wenn Melanie an jene stillen Wochen zurückdachte, war es, eigentümlicherweise, trotz so mancher Angststunden, durchaus keine „Leidenszeit“, was ihr die Erinnerung davon ins Gedächtnis eingepägt. Gewiß, sie hatte im abwechselnden Nachtdienst mit der treuen Dienerin ihren eigenen Nerven eine gute Kraftprobe zugemutet. Denn daß Mimi sich jemals zum Ablösen beim Nachtwachen erboten oder auch nur Miene gemacht hätte, wenigstens tagsüber ihrer Mutter die anstrenghende Pflege abzunehmen, daran natürlich war ja garnicht zu denken. Dergleichen fiel dem lustigen, egoistischen Geschöpfchen sicherlich nicht ein!

Aber dennoch, obzwar sie die ganze Last der Pflege und Sorge fast allein trug, genoß sie in dieser schweren Zeit ganz besondere Glücksstunden.

Das war dann, wenn sie — durch Ablösung von der Krankenpflege frei — sich in taufischer Morgenfrühe im Garten erging und dabei täglich, wie auf Verabredung, Dr. Zorić begegnete. Alle anderen Gäste ruhten um jene Zeit noch schlummerschwer hinter wohlverschlossenen Fensterläden. Keine Neugier also störte hier die beiden, deren Seelen sich geeint zu wonnesamem Ineinanderaufgehen!

O, wie trunken hatte Melanie stets seinen Worten gelauscht — welch große neue Welt erschloß ihr sein Geist! So hatte er einmal, zur Sonne emporschauend, gesagt: „Ich glaube,

ich stehe in besonderem, unauflösbarem Konnex mit jenem leuchtenden Gestirn: Sonne — möglichst viel Sonne, möchte ich immer sehen! Beobachteten Sie schon einmal das prächtige Wunder, wenn die Sonne zum Fenster hereinscheint und all die tausend Staubatome, all der Schmutz, der vom Boden aufsteigt, sich plötzlich zu farbenschönen, tanzenden Sternlein verwandelt, zu schimmernden Rätseln, und so, in holdem Spiel, irisierend vor unsern Augen auf- und absteigt? Oder haben Sie schon mit Andacht all die Pracht einer Eislandschaft betrachtet, wenn sie im Sonnenschein funkelt und sprüht? Da gewinnt selbst das Todesstarre scheinbar Leben. Unermessbare Reichtümer liegen strahlend vor uns da. Und was ist denn schließlich alles sogenannte ‚Dichterglück‘? Eine Sonnengabe, sage ich! Denn mit einem einzigen Strahle der Gedanken vermögen wir alles um uns her zu verwandeln. Jedes — selbst das märchenhafteste — Vermögen von materiellem Werte nützt sich auf, die Phantasie allein verfügt über unerschöpfliche Schatzkammern!

Gehe ich einen dunklen, ja, vielleicht gar gefahrvollen Lebensweg? Nur getrost! Die Sonne in mir wird mich schon auf die rechte Bahn hinweisen. Ihr Zauberglanz hellt auch die düstersten Pfade geheimnisvoll auf!“

„Ein seltsamer Mensch“ — mußte Melanie wieder und wieder denken — „ein solcher könnte, in gewissem Sinne, ja niemals untergehen! Oder“ — so fiel’s ihr plötzlich ein — „könnte wohl auch er gar jenem Schicksals-

bann verfallen, jenem schrecklichen Fatum, welches das Märlein vom ‚toten Wasser‘ bezeichnet?“ Und wie sie ihm überhaupt mehr und mehr ihr tiefstes Denken erschloß, so hatte sie auch diese Frage unbefangen vor ihm aufgerollt. Er war ja wahrlich kein Feigling. Über ihn durfte abergläubische Furcht keine Macht haben!

Ja, gut, daß sie so kühnlich gefragt! Denn die Antwort war ebenso klar als erhebend ausgefallen.

„Das ‚tote Wasser‘“, so äußerte sich Zorić fest und bestimmt, „ist eine richtige und dennoch falsch verstandene Auffassung des menschlichen Schicksals. Für jeden muß einmal der fatale Wendepunkt eintreten, wo das Übermächtige ihn packt und ihm zuraunt: bis hierher und nicht weiter! Aber nur eine Kraftprobe ist es, die es zu bestehen gilt. Wer über sich selbst hinauskommt, wer etwas wie einen höheren Beruf in sich fühlt, der wird sein kleines Eigenschicksal — selbst wenn es unrettbar in Trümmer geht — stolz überwinden. Er kann nicht umkommen. Nein, sieghaft lebt er weiter. Das heißt, nicht er lebt, nicht das menschlich Vergängliche in ihm, sondern s e i n I d e a l, also das Ewige, das Unzerstörbare!“

Solche und ähnliche Gespräche, die ihr all die schwere Zeit so strahlend erhellt hatten, mußte Melanie nun freilich seit Dašas Genesung schmerzlich vermissen. Zu so intimum Gedanken Austausch bot sich ihr jetzt weder Gelegenheit noch Zeit. Wohl sah sie den jungen Poeten täglich beim gemeinsamen Mittag-

mahle, wo er es nie unterließ, nach dem Dessert am Separattisch der beiden Damen noch ein paar Minuten froh zu verplaudern. Oder auch im Kurpark, beim Zigeunerkonzert, wo er den heißen, schwermütigen Tonweisen eine höchst eigenartige, selbsterfundene Deutung zu geben verstand, ja, sogar hie und da etwas von seinen eigenen Geistesschöpfungen vortrug.

Jedoch so zu zweien allein, so köstlich ungestört wie damals, waren beide jetzt nicht mehr.

\* \* \*

Heute besonders ist nun schon garnicht der Tag zu solch stillverschwiegener Seelengemeinschaft. Ganz Stubica steht sozusagen auf dem Kopf. Man feiert nämlich das berühmte „Annenfest“ und es kommt ja dabei der Schönheitspreis zur Verteilung.

Keinen geplagteren Menschen konnte man jetzt sehen, als den armen Badekommissär. Hier galt es, die Dekoration von Park und Kurhaus zu leiten, dort die zahlreichen Tische und Bänke für die von weitem herbeiströmenden bäuerlichen Festgäste aufstellen zu lassen. Für das große Feuerwerk freilich war eigens aus Agram ein Pyrotechniker angelangt, aber, „Herr Fischer! Herr Fischer!“ rief man hier wie dort. Ja, Herr Fischer mußte auch selbst noch fürs Feuerwerk Sorge tragen! Dann wieder mußten die großen Stangen für die schwarz-gelben Kaiserflaggen aufgepflanzt und auf ihre Tragsicherheit hin geprüft werden, wofür natürlich keinem anderen als dem beklag-

genswerten Badekommissär die Verantwortung zufiel. Ja, kein Wunder, wenn das kleine, alte Männlein da offen gestand, er wisse selber nicht mehr, wo ihm der Kopf stehe!

Das eigentliche Festkomitee, welches außer dem Badesarzt noch den Grafen Posedarich, Dr. Zorić und einen überaus lustigen Oberstleutnant — Bradjovin mit Namen — zu seinen Gliedern zählte, dieses Fest- oder Vergnügungskomitee hatte die leichtere und dankbarere Arbeit.

Das vom Kurhause getrennt gelegene Restaurationslokal sowie die anstoßende Parkpartie des schattigen, sogenannten „Kinderspielplatzes“, dies war das engbegrenzte und dennoch an Bedeutung „weite“ Feld, auf dem sich die Tätigkeit jener Herren entfaltete. Das Refektorium hatte man denn auch geschmackvollst in einen blumengeschmückten Tanzsaal umgewandelt. Seine sonst recht kahlen Wände verschwanden förmlich unter der schmückenden Girlandenpracht. In der Mitte des Raumes, auf einer Art Altar, prangte eine schöne Kaiserbüste. Alle Fensterbänke waren mit seltenen Zierpflanzen bedeckt. Man konnte meinen, daß sämtliche Ziergärtner Agrams hier eine Ausstellung ihrer Meisterzucht veranstaltet hätten. Natürlich fehlte auch nicht das nötige Podium für eine aus der Landeshauptstadt verschriebene Musikkapelle. Am originellsten aber war der große „Speisesaal im Freien“ gelungen. Von buntbewimpelten Masten umzäunt und mit schweren Kränzen von Eichenlaub umrankt, boten hier Tische und Bänke für mehr

als hundert Ehrengäste Platz. Daß die zwischen Laubgrün angebrachten zahlreichen Lampions zumeist die Landesfarben und die flammende Aufschrift „Živila Hrvatska!“ aufwiesen, versteht sich von selbst. Gibt es doch überhaupt wohl kaum mehr ein zweites Land, wo die nationale Begeisterung, der edelste und stolzeste Patriotismus, bis herab zum krassesten Chauvinismus, auf Schritt und Tritt so lebhaft zutage tritt, als im schönen Kroatien . . .

Und nun begann schon die große Völkerwanderung.

Zuerst kommen Bauern. Bauern zu Wagen und Bauern zu Fuß, mit Fahnen und Musikinstrumenten, oder auch im fröhlichen Chorgesänge taktfest daherschreitend.

Kurz: Bauern in schier unabsehbaren Zügen.

Ein reizendes Bild.

Alle in der malerischen Nationaltracht, bei welcher immer das Weiß, das frohe leuchtende Weiß, prädominiert und wovon sich die Farbenpracht der bunten Kleidungsstücke so großartig abhebt. Überall diese feurig-leidenschaftlichen Farben, abwechselnd mit seltsam zarten Nuancen, überall diese primitiv-kraftvollen oder eigentümlich stilisierten Muster. Welch eine Abwechslung, Welch eine durch Kunstsinne gezügelter Phantasie! Es ist, als spiegele sich in ihrem Trachten der angeborene Sinn der Kroaten für Schönheit und Lebensfreude!

Auf den ersten Blick gewinnt diese Landes-tracht aber in Form und Farben etwas gerade-

zu orientalisch Märchenhaftes. Wallende, malerisch fließende Linien, wobei vielfach Gold und Purpur so verschwenderisch gepaart erscheint. Wer ahnte wohl darunter die Armut dieses stolzen Volkes?...

Vor der kleinen Schenke, weiter rückwärts vom Kurhaus, hat sich bereits die übliche Tamburašenkapelle eingestellt. Die Hüte mit rot-weiß-blauen Bändern geschmückt, die schlanken Gestalten in der kleidsamen Nationaltracht leicht und anmutig hin- und herwiegend, lassen sie ihre eigentümlichen Instrumente — ein Gemisch von Gitarre und Mandoline — melodisch erklingen. Und alsobald tanzen dort schöne Bauernmädel mit ihren schwarzäugigen Burschen voll Grazie einen „Kolo“: leicht, adrett und temperamentvoll.

Und wie sich dort das Volk bei seiner Lustbarkeit ergötzt, so will nun auch die Hautevolee sich zum Vergnügen zusammenfinden. Jawohl, mit dem ersten Abenddämmern rollen auch schon die zahlreichen Karossen aller Herrschaften aus der Nachbarschaft daher. Die ganze Aristokratie aus der weiten Umgebung nimmt am Annenfest des reizenden Kurortes teil. Selten wohl sieht man in so exklusiver, also doch gewissermaßen immerhin kleiner Gesellschaft so viel Schönheit, so viel Geist, wie unter den Töchtern des kroatischen Hochadels. Ebenso bieten die feingebildeten, redegewandten Herren dieses Kreises Unterhaltung und Anregung im besten Sinne des Worts.

Und wie ein Bienenschwarm wogt es nun schon zwischen den festlich leuchtenden Lampions im poetischen Dämmerchein bunt durcheinander.

Lachen, Stimmengewirr . . .

Hie und da ein freudig überraschter Ausruf, wenn man sich unvermutet plötzlich lieben Bekannten gegenüber sieht.

Nur Baron Schönau steht meist beiseite. Es ist, als miede ihn ein jeder, als käme man nur so viel als unvermeidlich mit ihm in Berührung. Er selbst weiß dies sehr geschickt zu bemänteln, indem er, zu Melanie gewandt, äußert:

„Ein alter Philosoph wie ich, so ein Menschenkenner, sieht sich diesen Eitelkeitsmarkt am liebsten aus der Ferne an.“

Überhaupt, unser Schönau ist nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ein anderer als er, käme jetzt vielleicht in Verlegenheit, seine stets so viel gerühmte Intimität mit dem Hochadel beweisen zu können. Nicht so er! Mit unnachahmlicher Keckheit erteilt er vielmehr allen fremden Kurgästen die gewagtesten Erklärungen und Personalbeschreibungen über diese hier versammelten illustren Ehrengäste. Er erfindet Namen, er erdichtet Romane. Er ist immer und in allem genau unterrichtet.

Inmitten der schönsten Komtessen und Freifräulein sieht man Mimi voll Grazie und Sicherheit eine Position gewinnen. Selbst

Schönaus Monokel nimmt oft jene Richtung. Aber besonders Posedarich ist Feuer und Flamme.

Sie ihrerseits scheint die höchste Liebenswürdigkeit Dr. Zorič zuzuwenden. Immerfort braucht sie seine Ritterdienste. Ja, mehr als es konventionelle Höflichkeit erheischt, kommt sie dem Dichter huldvollst zuvor.

Melanie wähnt die eigene Tochter kaum zu erkennen... Auf eine schnell geflüsterte, diesbezügliche Frage antwortet Mimi ungewöhnlich lebhaft: „Zur Unterhaltung ist doch Zorič entschieden der Anziehendste!“

„Wie? Gibt sie ihm schließlich doch gar den Vorzug vor Posedarich?“ grübelt Melanie. Gleich Zentnerlast fällt ihr dieser Gedanke aufs Herz!... Aber im selben Moment schon sieht sie ihr Töchterlein vorüberschreiten, am Arme des vielbegehrten, gräflichen Epouseurs und diesem mit strahlenden Augen ermutigend zulächeln.

Gleichzeitig tritt auch schon Zorič auf sie selbst zu.

„Das Feuerwerk beginnt“, sagt er, sich verneigend. „Darf ich die Ehre haben, Baronin, Sie dahin zu geleiten? Man will uns den Wald und den K a m e n i a k heute in bengalischer Beleuchtung zeigen.“

Wortlos, ohne Dank, nur mit einem zerstreuten Neigen des Hauptes legt Melanie ihre Hand in seinen dargebotenen Arm. So wandeln sie langsam und schweigend über die Wiesen dahin.

Nur wenige Paare sind ihnen gefolgt. Im Halbdunkel kann man niemand erkennen — Ringsumher steigen Nebel gespensterhaft auf. Hie und da sieht man die bunten Feuerschlangen, die glühenden Raketen, jählings emporzischen, dann, nach kurzem, irrem Spiel, wie im Boden verschwinden, zischend ersterben. — — — Ein Nichts! Nur ein huschendes Meteor!

Sonnen, Sterne, Feuerräder mit ihrem scheinbar doch so heißen, zuckenden Leben sind im nächsten Augenblicke schon ausgelöscht... Wie schnell — wie schnell! Und da gibt es keine Wiederkehr. Warum aber nur war es so schön, so märchenhaft, was sich in ihrem Lichte gezeigt?

Armes Herz, bangt dir wohl davor, auch dein Freudenlicht ebenso plötzlich verdunkelt zu sehen?

Auf der großen, schwebenden Holzbrücke machen unsere stummen Wanderer Halt.

So weit ist ihnen von den andern allen niemand gefolgt.

Der feuchtheiße Dunst der ihnen hier zu Füßen brodelnden Heilquelle schlägt ihnen entgegen gleich einem glühenden Atemhauch liebeschürender Natur.

„Wie seltsam!“ ruft Melanie aus ihrem qualvollen Sinnen heraus.

„Ja, wie seltsam,“ spinnt ihr Begleiter den abgerissenen Gesprächsfaden weiter, „daß wir unser ganzes Leben immer so in ungewissem Dämmern fortgehen müssen... Tappend, tastend und dennoch immer vorwärts eilend

in feberhafter Hast, als könnte uns das Ende nicht schnell genug kommen!“

Dann, mit veränderter Stimme in gezwungenem, kaltem Tone fortfahrend, fragt er hastig:

„Baronin, sagen Sie mir eins: Haben Sie Vertrauen zu mir?“

Welch gräßlicher Gedanke steigt in ihr auf! Sollte jetzt die Entscheidungsstunde schon genaht sein? Will er sie aufklären über eine ach so süße, aber totbringende Illusion? Wohlan denn. Es sei! Und mit lächelndem Munde, wenn auch blutenden Herzens, antwortet sie gefaßt. „Jawohl, Zutrauen. So viel Zutrauen, Herr Doktor, daß ich Ihnen, gegebenenfalls, selbst das Schicksal meines Kindes anvertrauen würde. Sind Sie zufrieden?“

Er warf den Kopf trotzig zurück.

„Nicht darum habe ich gefragt, Baronin. Nein, Sie mißverstehen mich. Reden wir also klarer, ohne Umschweife: Melanie, teures, heißgeliebtes Weib, willst du mir dein Herz Weih'n zum Bunde fürs Leben?...“

Prasselnd saust eine Rakete empor. In ihr Glutlicht getaucht, erscheint Wald und Feld jetzt wie ein Zauberland, wie ein geheimnisvoll lockendes Feenreich... Dabei im Herzen Melanies der seltsame Wiederklang jener Dichterworte, so berauschend, so beseligend — — Großer Gott, gibt's denn solche überreiche Stunden in einem kurzen, armseligen Menschendasein? Ist das nicht zu viel?!

Ja, darf man wirklich wagen, nach ihrem Gewinne zu greifen, ihn mit fiebergierigen Händen zu halten?...

Ganz still war Melanie. Verstummt vor Angst und vor Wonne zugleich.

Das erste, laute Wort konnte den Zauberbann brechen...

Nein, nein, nur nicht so schnell zurück zur schonungslosen, traumfeindlichen Wirklichkeit.

... „Ich kann nicht — kann noch nicht entscheiden,“ hauchte sie endlich, halb erstickt. „Gönnen Sie mir Zeit — haben Sie Geduld.“

Er begriff nicht den Kampf, den diese tapfere, ehrliche Frauenseele in sich austrug. Allein er ehrte ihre, wenn auch unklaren Motive. Und männlich und fest ergriff er ihre Rechte.

„Wohlan — es sei! Ich lege mein Schicksal harrend in diese teure Hand! Nur um eines bitte ich: nicht zu lang sei die Entscheidungsfrist. Ich ertrüge es nicht!“

Ehrfurchtsvoll küßt er dann noch dieses arme, bebende Händchen, das in sich jeden Nerv bis in die Fingerspitzen zucken fühlt.

Beim Nachhausegehen hatte sich Melanie ihrerseits eine Bedingung erbeten, nämlich, daß ihr bis zum übernächsten Tage — bis dahin hoffte sie mit sich selber im klaren zu sein — bis Sonntag also, möglichst viel Freiheit geschenkt sei. Daß sie, von Zorić unbeeinflusst, ja sogar tunlichst gemieden, Zeit gewönne, einzig und allein auf die entscheidende Stimme in ihrem Innern zu lauschen!

„Also auch heute abend schon soll ich Ihnen fernbleiben?“ fragt er betroffen.

„Ja, es ist besser so. Wenn es irgend angeht, vermeiden wir jedes längere Gespräch. Es gilt ja nur für eine kurze, aber wahrhaft ernste Prüfungszeit!“

Kaum waren diese Worte Melanie entflohen, da vernahmen die Liebenden dicht neben sich die Stimme Schönaus:

„Also mein bester Bradjavin, fürchten Sie sich nun nicht, heut' beim Annenfeste am Ende gar noch unversehens der Ihnen vom Schöpfer zugedachten ‚Eva‘ zu begegnen oder — wie Sie sich einmal scherzend ausgedrückt — Ihre ‚verlorene Rippe‘ unfreiwillig aufzufinden!“

Das grelle Lachen des Gecken über sein Bonmot klang sehr erkünstelt.

Zorić' Augen flammten in Zorn.

„Wie kam dieser Schönau nun schon wieder als Spion hieher?“ keucht er Melanie zu.

„Um so mehr Grund, uns jetzt in der Gesellschaft denkbarst wenig zusammen sehen zu lassen,“ erwidert diese. „Hier scheidet sich der Weg — wir sind beim Kurhaus.“

Still beseligt nickt sie ihm noch einmal zu. Dann tauchen beide — jeder für sich — in der Menschenflut unter.

An der großen Herrschaftstafel waren schon alle versammelt.

Mimi — zwischen der alten Gräfin Posedarich und deren Sohne placiert — stand beim Hinzutritt der Mutter gleich erregt auf.

„Mama! Mama! Wo warst du nur so lang?! Wir haben uns alle um dein Ausbleiben

gesorgt!“ Und bei diesen Worten bohrten sich ihre scharfen, klugen Blicke tief forschend in die Augen der Mutter.

Der kleine Zwischenfall verlief sonst jedoch unbeachtet.

Man soupierte unter Scherzen und Lachen. Zorić blieb Melanies Gesichtskreis völlig ent-rückt.

Nun begann der Tanz.

Die Musik spielte elektrisierend, mit sich fortreißend. Leider nur erwies sich der Tanz-saal als viel zu klein. Alle die schönen, lieb-reizenden Komtessen hatten da ja kaum Raum zur Entfaltung ihrer Grazie und Lebenslust. Wo sollten sich da Frauen oder gar noch Mütter in den Reigen hineinwagen?!

Nein, nein. Hier wie überall: Platz der Jugend!

Natürlich, es war ganz recht so: Mimi sollte tanzen. Die Mama aber blieb mit den älteren Gliedern der Gesellschaft im Freien.

Einmal nur wollte die Baronin sich im Tanzsaale umschauen. Da sah sie Zorić, ihre Tochter im Arm, im tollen Walzer leidenschaft-lich dahinrasen. Auf seine Schulter herab-gebeugt, flüsterte ihm Mimi irgend etwas Neckisches, Sprühendes zu. Es schien ihm offenbar sehr zu gefallen, denn er dankte dafür mit einem jener unbeschreiblichen Feuerblicke seiner zündenden Augen.

Schnell trat Melanie zurück. Er hatte sie nicht bemerkt.

Nun sammelte man die Stimmzettel zur Erteilung des Schönheitspreises.

Ein furchtbares Redegewirr schwoll durcheinander.

Dann vernahm man das Ausrufen der Preisgekrönten.

„Komteß Waldburg!“

„Baroneß Vranacz!“

„Ah, natürlich die Schönsten der Ehrengäste!“ dachte Melanie. Aber dann:

„Baroneß Preyck!“ hieß es laut.

„Gratuliere der stolzen Frau Mama!“ wandte sich Schönau aalglatt an die Baronin.

„Und denken Sie nur, wie reizend, meine Gnädigste, die ausschlaggebende Stimme, die Ihrem bezaubernden Töchterlein jene Ehre eintrug, das war keine geringere als die des großen kroatischen Poeten!“

Was Melanie darauf geantwortet, das wußte sie später selber nicht mehr. Nur dies eine blieb ihr sehr erinnerlich: sie hätte den satanischen Schönau am liebsten ins Gesicht geschlagen!



### XIII.

Fürwahr, das traf sich gut! Gräfin Daša, welche längst schon den Wunsch gehegt, wieder einmal den schönen Wallfahrtsort *Marija Bistrica* aufzusuchen, fühlte sich gerade jetzt schon stark genug dazu, und forderte natürlich Melanie auf, sie dorthin zu begleiten.

Eine passendere Art der Ablenkung für ihre persönliche Gedankenpein konnte sich die Baronin nicht wünschen. Wie angenehm, solcherweise also fast für einen ganzen Tag der Badegesellschaft von *Stubica* und namentlich auch jedem Begegnen mit *Zorić* entrückt zu sein!

Und liegt überdies nicht dabei auch der hoffnungsvolle Gedanke nahe, daß ihr an jenem Gnadenorte wohl die rechte Erleuchtung zur Entscheidung über ihr Lebensglück und das seine geschenkt wird? . . .

So ging Melanie voll Eifer auf den guten Plan ein.

Auch der Tag selbst schien wie eigens dazu angetan.

Goldener Sonnenschein, azurblauer Himmel und die schöne Fahrstraße durch einen kurzen, nächtlichen Gewitterregen völlig staubfrei.

Wie in leichterem, freierem Aufatmen fühlte Melanie ihre ganze Wesenheit sich weiten, als sie nun an Dašas Seite pfeilschnell durch die herrliche Sommerlandschaft dahinfuhr.

Die erste Station galt dem prächtigen, urwaldähnlichen Schloßpark von Golubovac, welcher den Kurgästen Stubicas jederzeit großmütig offensteht.

Ach, welch erquickende Kühle in diesem grünenden Schattenreich, welch verlockendes Lustwandeln unter diesen Baumriesen der Buchen und Eichen! Gewiß, kaum ein zweites Land darf sich solcher Wälderpracht rühmen wie Kroatien!

Aber auch jetzt, wo die munteren Schimmel unsere Wallfahrerinnen schon wieder weiter fortführen, ist der landschaftliche Reiz noch stetig im Wachsen. In langsamer Steigung, überall von wundervoller Fernsicht überrascht, sehen sich die Freundinnen soeben auf der Höhe des H u m , wo die altehrwürdige Kirche so erhaben dasteht. Und welch ein Anblick von hier aus über die sich malerisch verschlingenden Serpentinewege, die, erst leise sinkend, dann wieder bis zur Höhe von Marija Bistrica sanft ansteigend, das reichste und lieblichste Wandelpanorama aufweisen!

Schönheitstrunken überfliegt da der Blick in effektvollem Wechsel bald goldige Saatefelder und wogendes Maisgilde, bald rauschende Bächlein oder romantisch wildes Felsgestein, hier dunkelnde Wälder, da saftgrüne Wiesen, dann wieder Weiler und Dörfer oder

jetzt ein einzeln gelegenes, pittoresk-verfallenes, strohgedecktes Bauernhüttlein. Alles überschimmert von dem zitternd-bläulichen Sommerdunst: lauter Bilder, deren Schönheit nach dem Pinsel eines sie verewigenden Künstlers ruft!

Über die Wiesen und die abgeernteten Kornfelder sieht man überall in Scharen, majestätischen Schrittes, den Reichtum der Bauern, die berühmten „Zagorjaner Truthühner“ einherziehen. Meist weiß von Farbe, bilden diese gefiederten Nutztiere in ihrer Menge hier geradezu einen besonderen Reiz der Gegend. Nicht zumindest gehören sie zu den typischen Erscheinungen eines kroatischen Landschaftsbildes, über welches sie, gleich wandelnden Lichtpunkten, überall ausgestreut.

Beim nunmehr langsamen Emporklimmen zum Gnadenort macht Daša ihre Freundin auf die unabsehbaren Züge bäuerlicher Wallfahrer aufmerksam. Über diese mühevollen Schlangenfade nämlich sieht man von weitem unzählige weißgekleidete Gestalten sich feierlich fortbewegen. Und beim Anblick jener frommen Kinder ihres Volkes geht der patriotischen Gräfin das Herz über.

„Schau, Melanie,“ sagt sie bewegt, „diese Leute nennt man nicht mit Unrecht ‚Hungerkünstler ersten Ranges‘. In einer einzigen, kleinen, feuchten Stube zusammengepfercht, vegetiert oft eine ganze Familie von fünfzehn Personen. Denn kinderreich sind diese Armen fast alle. Man sagt, sie genießen das runde Jahr vielleicht nur einmal einen Bissen Fleisch, froh,

wenn ihnen zur Fristung ihres elenden Daseins wenigstens Erdäpfel genügend gedeihen.“

„Aber wie?“ wirft Melanie ein, „wie kann hierzulande die Not so groß sein, wo man doch ringsumher Bilder herrlichster Fruchtbarkeit wahrnimmt?“

„Süßer Trug, Kind!“ lautet die wehmütige Entgegnung.

„Das furchtbare, bäuerliche Elend hat seinen Grund in der Zerstörung des noch vor wenigen Jahren so einträglichen und schwungvollen kroatischen Rebenbaues durch die Phylloxera. Denn, wo du jetzt einfache Maisfelder an der Berglehne erblickst, da reifte noch jüngst edler, kostbarer Wein.

Um jedoch die ganze Notlage in ihrer vollen Größe zu verstehen, mußt du auch wissen, liebe Melanie, daß speziell dieser Landstrich zum Beispiel so überbevölkert ist, daß er in der Beziehung nächst Belgien die zweite Stelle auf der statistischen Tabelle einnimmt, wodurch, bei der natürlichen Wechselwirkung von Nachfrage und Angebot, der Taglohn auf ein unglaubliches Minimum herabsinkt. Nimmst du die unverhältnismäßig hohen Abgaben hinzu, so begreifst du sehr wohl die Verzweiflungslage dieser schwergeprüften Landbevölkerung. . . . Aber siehe da —: jene Hungernden und Darbenden, jene an Leib und Seele Erschöpften, sie scheuen nicht die Mühen eines Bittganges, ja, sie haben noch die Kraft, sich emporzuschwingen bis zum Wunderglauben! Ist das nicht groß?!“

Und ehrfurchtsvoll schaut nun auch die Baronin, dem Gedankengange ihrer Freundin folgend, jenen Pilgern nach. Wirklich, solch ein Anblick leiht zum Nachdenken Stoff!...

Da, im selben Moment, erhebt sich aus dem Sumpfe nebenan eine Schar von Vögeln. Jubelnd steigen sie empor. O, wie sie schwelgen in Himmelsblau und Licht! Ja, so hat auch die Menschenseele ihre Momente des Aufschwungs, da sie sieghaft den Nebeln der Niederung entsteigt!

Aber wie schnell so unter Sinnen und Sehen die Zeit dahinfliegt — — —

Schon ist das kroatische Mekka erreicht. Die eigenartige Wunderwelt von Marija Bistrica tut sich vor unseren Ankömmlingen auf.

Verwirrt, fast beängstigt, blickt Melanie in das lärmende Menschengewühl, durch welches der Kutscher nur mit Mühe sein Gespann hindurchlenkt. Auch die große Reihe weißer Zelte, deren Leinenbezug beim leisesten Windhauch hin- und herwallt, macht die Pferde scheu. In diesen Zelten werden Reliquien und Wallfahrtsandenken aller Art verkauft. Der große Kirchenplatz, von hohen Steinhäusern — meist Gaststätten und Restaurationsgebäude — eingerahmt, leiht dem kleinen Orte hier fast städtisches Aussehen.

Natürlich, auf dieses Fleckchen vor der Kirche bleibt ja das ganze rege Wallfahrts-treiben konzentriert.

Und wie groß die Zahl der aus nah und fern Herzupilgernden tatsächlich ist, dies be-

weist wohl am klarsten die wahrhaft erstaunliche Höhe des Pachtzinses, welcher von den Inhabern aller jener Zelte an den Patron der Kirche von Marija Bistrica und Besitzer des gleichnamigen Schlosses alljährlich entrichtet wird. Die Platzmiete nämlich beträgt nicht weniger als — viertausend Kronen.

Alles das vernimmt Melanie nur mit halbem Verständnis. Ihr schwindelt bei dem Anblick dieser bunten Gruppen, dieses fremdartigen, farbenschönen und reizvollen Bildes.

Jetzt betreten beide Damen die Kirche.

Weitgeöffnet stehen die Torflügel dieses altersgrauen Gotteshauses.

Weihevoll umfängt sie hier das kühle, mystische Halbdunkel des hochgewölbten Domes, aus dem täglich unermessliche, unzählbare Wunderbitten aufsteigen... Und zum Altar Marias, der Schmerzensmutter, zieht es das zuckende Mutterherz jetzt ganz besonders. Wie sie emporblickt, ist Melanie erstaunt, die heilige Jungfrau und das Jesukind hier schwarz von Antlitz dargestellt zu sehen.

„Jawohl, man nennt sie darum auch die schwarze Madonna von Bistrica,“ flüstert erklärend Gräfin Daša, „und die Gläubigen sehen auch darin ein Wunder. Wie die Legende nämlich zu berichten weiß, ging dieses Marienbildnis einst unversehrt aus einer Feuersglut hervor, deren gierige Flammen das ganze ursprüngliche Gotteshaus verschlangen und wo man sonst nichts zu retten vermocht, als eben jenes uralte, wundertätige Heiligenbild.“

Wunder, immer wieder Wunder predigt also alles an dieser Wunderstatt des Glaubens.

Ja, wer nur den festen, erlösenden Glauben in sich selber fände!

Unweit des Marienaltars streift Melanies Auge die zahlreichen ex votos: Hände, Füße, Herzen, in Gold und Silber dargebracht. Lauter Opfertaten von der Dankbarkeit Geheilter und Geretteter zeugend...

„Gibt es auch für mich hier Errettung?“ denkt sie. „Findet auch meine zweifelsbange Seele hier wohl jene Heilung, deren sie eben so sehr bedarf?“ ...

Und inbrünstig betend, kniet sie nieder am Altar. Sie schließt die Augen...

Aber wie Flammenschein hat sich der Farbenreflex jenes Purpurmantels, der das Madonnenbild umfließt, ihrer Netzhaut eingepägt: unter den geschlossenen Lidern sieht sie es weiter leuchten, rot, blutrot...

Soll dies ein Zeichen sein, das ihr gegeben ward? Bedeutet es vielleicht ihr eigen Herzblut, das sie opfernd darbringen soll, zum Glück ihres Kindes?...

Wie heiß, wie bebend sie das Vaterunser vor sich hinsagt!... „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel“ ...

Diese Worte haben jetzt für sie einen ganz besonders tiefen Sinn!

... Endlich fühlt sich die Baronin leicht an der Schulter berührt:

„Verzeih“,“ flüsterte Daša, „aber wir haben noch so viel zu besehen und die Zeit drängt.“

So schreiten nun beide durch die Kirche, wo ein Glasschrein mit dem reichen Schatze dieses Wallfahrtsortes die Aufmerksamkeit anzieht. Weit mehr aber als die dort zur Schau gestellte Pracht an Gold und Kleinodien überwältigt Melanies Gemüt beim Hinausgehen ein auf Glas gemalter Christuskopf. Hoch über dem Eingangstore angebracht, schaut er dem vom Marienaltare Zurückkehrenden hier plötzlich so eindrucksmächtig, so lebensvoll entgegen, als wollten dieses Heilands milde Lippen jeden Pilger mit Vergebung und Gewährung begnaden!

Und dennoch durchzuckt ein anderes Empfinden die wunde Frauenseele, eine innere Stimme raunt ihr zu: „Was hier dich grüßt, das ist das Bild des Dorngekrönten —: Ecce homo! — So beuge auch du dein Haupt unter die heiligenden Schmerzen deiner Dornenkrone, dann umstrahlt auch dich einst deiner Leiden Verklärungsschein!“

Jawohl, alles was Melanie hier an entscheidenden Eindrücken zu gewinnen vermocht, es verwies sie wieder und immer wieder aufs Entsagen. Gewiß, ein Irrtum nur war es, was den Geliebten ihr zugeführt. Sich selber unbewußt, zog es ihn früher oder später naturgemäß doch zu ihrem reizvollen Kinde. Diese Erkenntnis könnte ihm einmal nicht erspart bleiben . . .

Und auch in Mimis Herzen begann vielleicht schon die Liebe zu ihm aufzuwachen . . . Denn, hatte diese es nicht schon selber bekannt,

daß sie den schönen, feurigen Poeten bereits höher schätze als jenen andern, durch Rang und Namen doch so glänzenden Bewerber?...

Unter solchen und ähnlichen Gedanken folgt Melanie nun der Freundin, die — mit ihr das Gotteshaus verlassend — sie jetzt auf alle Sehenswürdigkeiten des Kirchhofes aufmerksam macht.

Ja, das ist gut, das gibt den Gedanken eine neue Richtung!

Da zeigen sich den Beschauerinnen zunächst jene in reichstem byzantinischen Stil errichteten, prächtig ausgestatteten vier offenen Kapellen, wo — wenn der Zudrang in der Kirche selbst zu groß — oft auch im Freien noch Messen zelebriert werden.

Nach rückwärts umsäumt den Hof an den drei übrigen Seiten ein mächtiges Gebäude, welches die Wohnungen für die auch von auswärts stets zahlreich herbeikommenden Pfarrherren enthält. Das Interessanteste jenes weitläufigen Baues jedoch ist eine sich am mittleren Teil des Erdgeschosses hinziehende offene Loggia, wo zahlreiche Beichtstühle angebracht und in einer langen Reihe von Bildern die Wundertaten der schwarzen Madonna verewigt sind.

In naiver Kunstfreudigkeit sieht man die Szenen mannigfachster Art al fresco dargestellt. Eine kindlich gläubige Verherrlichung von allerhand Mirakeln. Vor einem dieser kuriosen Bilder bleibt Melanie plötzlich stehen wie gebannt. Es zeigt einen Krieger, neben dem eine Granate von übermächtiger Größe

platzt. Er aber steht, dankbar zum Himmel aufschauend, unverletzt da. Die erläuternde Umschrift dazu, in kroatischer Sprache, heißt:

„Hauptmann Zorić blieb von der Granate unverletzt, weil er sich der Madonna von Bistrica verlobt. Im Jahre des Heils 1670.“

Ach, warum führte denn alles und jedes ihren Gedankengang immer wieder zurück zu ihm, zu diesem unwiderstehlichen, heißgeliebten Poeten! Und neben das so wenig natürliche Bild seines Namensvetters hier, stellt ihr Rückblick jetzt ein anderes, schmerzlich lebensvolles: Zorić jun., wie er leuchtenden Auges die verführerisch reizende Baronesse Preyck im Arm hält und wie die zwei eleganten Gestalten — scheinbar völlig eins — sich graziös und sorglos im Walzertempo wiegen. Sie selbst aber steht als passive Zuschauerin fernab. Für sie, die Mutter, gilt es ja nicht mehr, das lustige, tolle Treiben vom Tanzboden...

Ach, noch nicht entscheiden!... Noch nicht!...

Mit Verzweiflungskraft klammert Melanie sich an das Vorrecht der Gnadenfrist.



#### XIV.

Die Hoffnung beider Damen, nach Berücksichtigung der Kirche nun auch noch den Seelsorger von Marija Bistrica kennen zu lernen, erwies sich für heute als unerfüllbar. Denn dieser, seines großen Wissens wie seiner weltmännischen Liebenswürdigkeit wegen bekannte Geistliche war eben verreist und seine Rückkehr garnicht abzuwarten.

Doch die Sonne stand noch hoch. Man gönnte Kutscher und Pferden gerne längere Rast, und so galt es, den schönen Nachmittag an so wunderbarem Orte verständnisvoll auszunützen. Für eine gute Weile also ließen Daša und Melanie sich nieder auf einem jener lieblich-anmutigen Ruheplätze, von wo aus man — mit Ausnahme des Domes selbst — vom ganzen, tiefer gelegenen Wallfahrtsorte weiter garnichts gewahr wird, als der kugelförmig zugestutzten, zahlreichen Akazienbäume, deren grüner Schleier alles wirre Leben und Treiben da unten verhüllt.

„Mir fällt eben ein,“ sagt Melanie, froh, über fernliegende Dinge zu reden, „daß ich dir noch immer einen Gruß zu bestellen vergaß, der mir daheim für ‚Gräfin Daša‘ in allerherzlichster Weise aufgetragen ward. Nun, ich sag’s dir schon lieber gleich, wer der

Auftraggeber ist, erraten dürftest du ihn ja doch schwerlich. Also mein lieber Schwager: Graf Josef Gaisperg. Du besinnst dich doch auf ihn?“

Über Dašas Antlitz huscht ein leichtes Erröten. Jugendlicher sieht sie plötzlich aus — so viel lebensfrischer.

„Wie sollte ich nicht! Also auch ‚der fesche Pepi‘ denkt noch an mich? Ach, das ist lieb von ihm! Er war ja der beste Freund des armen Bela Rauditz“... Während sie so spricht, zerrt die Gräfin, wie in nervöser Unruhe, von ihrer schlanken Rechten den Handschuh herab. Dann blickt sie nachdenklich auf jene roten Streifen, welche dessen Nähte so deutlich sichtbar in ihre zarte Haut eingegraben.

„Schau her,“ wandte sie sich nun wieder lebhaft an Melanie, „wie jede Berührung einen Eindruck zu hinterlassen pflegt. Wie viel bleibender aber müssen jene großen, nachhaltigen Impressionen sein, welche Menschen und Verhältnisse unserer Seele einprägen! Ja, Melanie, dieser Gruß deines Schwagers läßt eben meine ganze Vergangenheit neu vor mir erstehen — — Alte Wonnen... alte Schmerzen... für ewig entrückt und dennoch allzeit nah, glaube ich nun wieder neu zu durchleben!“

In Dašas Augen standen Tränen, ihre Stimme bebte in verhaltener Leidenschaft.

Da schlang Melanie ihren Arm um die Erregte.

„O, erzähle! Laß mich teilnehmen an deinem Schicksal!“ bat sie weich.

„Ja, ja, es wird mir eine Erleichterung sein und du wirst mich dadurch auch besser kennen, besser beurteilen lernen“, lautete die Antwort. „So höre denn. Als kleines Kind schon liebender Eltern durch den Tod beraubt, kam ich in das Haus reicher Verwandten. Hier war ich — das fühlte ich nur zu bald — nichts mehr als eine nur Geduldete — eine Überlästige! Mein lebhaftes, impulsives Wesen flößte jenen Schablonenmenschen Antipathie ein. Man trachtete also, sobald ich so weit herangereift war, mich in schicklicher Weise los zu werden durch passende Verheiratung. Eine solche Gelegenheit bot sich denn auch in der Person des Grafen Lahnsdorff, eines zwar scheinbar in glänzenden Verhältnissen lebenden Kavaliere, der aber in Wahrheit ein ganz verwerfliches mauvais sujet war, ja im geheimen derart verschuldet, daß er sich nur durch mein Vermögen seinen ererbten Stammsitz zu erhalten können glaubte. Ein ahnungsloses Kind, gab man mich dem gewissenlosen Wüstling preis. Natürlich konnte auch mein Vermögen ihn nicht mehr vor völligem Ruin bewahren. Seine ‚noblen Passionen‘, denen er auch nach der Ehe ungeniert weiter frönte, zogen ihn immer tiefer in den Abgrund... Ach, Melanie, laß mich schweigen über alles das, was ich damals erlitt! Nur das Schlimmste, das Äußerste sei gesagt: Nach kurzer, sturmbewegter Ehezeit sah ich meinen Gatten, den Mann, dessen Namen ich trug — als gemeinen Wechselfälscher zu fünfzehnjähriger Gefängnishaft verurteilt... Ich, die Frau eines Sträflings...

Der Gedanke brachte mich fast zum Wahnsinn!“

„Aber dadurch konntest du ja doch wieder frei werden!! Du konntest dich ja nun von dem Unwürdigen scheiden“, warf Melanie ein.

„Ach nein, so viel Energie besaß ich nicht mehr. Gebrochen an Leib und Seele, ließ ich mich, eine freiwillige Gefangene, zurückführen in jenes öde, liebeleere Verwandtenhaus, von wo all mein Unglück seinen Ausgang genommen. Damals lebten Onkel und Tante ständig in Fiume. Sei es nun, daß sie bei meinem jammervollen Anblick Gewissensqual verspürten, sei es, daß sie aus anderen, egoistischen Gründen diesem Entschlusse gehuldigt —: genug, es hieß, sie brächten mich zur Erholung nach Abbazia. In der balsamischen Meeresluft gewann ich dort wirklich bald neue Lebenskraft. Hier, wo es so viel Naturschönheit zu sehen gab, fand ich doch wieder Mut, meine müden Augen sehrend und bewundernd aufzutun! Ach, aber was ich da sah — es ward mir zum Verhängnis! . . .

Eine eigentümlich interessante Persönlichkeit nämlich war gerade damals in Abbazia aufgetaucht. Graf Bela Rauditz — ‚der wilde Graf‘, wie man ihn nannte. Jahrelang hatte er sich in der neuen Welt herumgetrieben, weil ihm in der alten so manches mißfiel, manche Grenze zu eng war. Nun war er besuchsweise aus Amerika in seine kroatische Heimat zurückgekehrt. Wie einen Teufel hatte man mir diesen Rauditz geschildert. Ein Freigeist, ein Revolutionär, dabei ein Lebemann in des

Wortes schlimmster Bedeutung! Ja, selbst dem gemeinsten Laster, dem der Trunksucht, sollte er ergeben sein . . . Du kannst mir glauben, daß ich diesem Manne voll Vorurteil, ja, mit einem tiefen Abscheu begegnete.

Und dennoch — wer begreift es? Sobald ich die ersten Worte mit ihm getauscht, sobald ich tiefer in sein schönes, wettergebräuntes Abenteurerantlitz hineingeblickt, da fühlte ich eine wahnsinnige, glühende Liebe zu ihm in mir aufsteigen. Ja, wenn ich so sagen darf, ich war *sein* geworden mit dem ersten Händedruck. Unvermeidlich ward fortan ein häufiges Begegnen. Die Verwandten kümmerten sich ohnedies wenig um mich. Wie das Erdreich kalter Zonen in kurzer fieberischer Sommerglut eine doppelte Pracht und Fülle entfaltet, so durchstrahlte mein erstarrtes Sein diese fessellose Leidenschaft, die von ihm auf mich übergang, wie ein elektrischer Strom. Daß man so selig sein könne, so selig zu zweien — nie hatte mir's geahnt! Und was mein Stolz war: er, der Wilde, Ungebändigte, er wurde mir zulieb sanft und gut — alle edlen Saiten in ihm, *ich* ließ sie erklingen! Ja, was mir selber wie ein Wunder erschien: aus diesem tollen Jünger des Bacchus ward unvermerkt ein strenger Abstinenzler. Einen segensreicheren Einfluß auf einen Mann ausgeübt zu haben, als ich ihn über den wilden Bela gewann, dürfte gewiß niemals ein Weib sich rühmen. Er dagegen reifte und entfaltetete meinen Geist, er

lehrte mich, überall Form und Kern zu unterscheiden . . . Reich war dies Leben — — — Ein einziger Wonnetraum!“

Erschöpft hielt die Sprecherin inne. Melanie aber warf sich ihr stürmisch um den Hals:

„Ach, daß du mich solcher Geständnisse wert hältst, dies, teure Daša, vergesse ich dir niemals!“

Dann aber fuhr die andere mit leiserer, bebender Stimme fort: „Ahnst du, was nun kommt? Das, was keinem erspart bleibt: Die Nacht, die dem Tage, die Schicksalswende, die jedem Sonderglücke folgt! Da wir uns unter den gegebenen Verhältnissen doch nicht dauernd gänzlich angehören konnten, schlug mir Bela einmal in süßberauschender Abendstunde vor, mich am nächsten Tage früh mit ihm über Fiume nach Amerika einzuschiffen. Die Probe meiner Liebe — so sagte er — sollte dies sein! Und ich, rasend, betört, wie ich war, nur der lauten Stimme meines Herzens folgend, ich willigte ein. ‚Ja, frei mit dir — hinaus in die Welt!‘ so jubelte ich auf.

Hatten nun meine, wenn auch noch so leise und behutsam betriebenen Reisevorbereitungen im Hause der Verwandten doch irgendwie einen Verdacht erregt? Oder war es wirklich wahr, daß mein Onkel gerade einem abreisenden Jugendfreunde das Geleite geben mußte? Genug, er stand plötzlich da, am Molo, er betrat mit uns das Schiff!

Und mit eisernem Druck umkrampfte er schnell meine Hand, zog sie in seinen Arm

und zwang mich, ihm zu folgen, indem er mir herrisch die Worte zuflüsterte: ‚Weigerst du dich, so fordere ich Rauditz zum Duell!‘

In diesem gräßlichen Moment ward ich von meinem ersten Herzkrampf befallen. Ehe Bela, der gerade mit unserem Handgepäck im Kajütenraum beschäftigt war, den ganzen Vorfall nur bemerkt, trug man mich ohnmächtig ans Land.

Mit Hilfe eines Fiakers besorgte mein Oheim dann alles Weitere.

Eine halbe Stunde später war ich, halbtot, aber unter gewissenhafter ärztlicher Pflege, in die alte, harte Gefangenschaft zurückgebracht.

Natürlich hatte Rauditz, sobald er von der Sache erfuhr, seine Reise aufgebend, das kleine Dampfboot sofort verlassen. In seiner lieben, unbesonnenen Art heischte er wütend und drohend Einlaß in mein Verwandtenhaus. Allein man wies ihn kurzweg ab, mit dem Bescheid, man könne hier momentan niemand empfangen. Die junge Frau Gräfin läge im Sterben.

Als er dann, des Abends, mit demselben Begehre heftig wieder vorsprach, war die Villa schon leer, denn kaum, daß ich mich vom furchtbaren Anfall erholt, da führten Onkel und Tante mich in ihr Heim nach Fiume zurück.

Bela Rauditz tobte — raste... Überall stieß er an eine verschlossene Tür... Nirgends Auskunft...

In dieser ohnmächtigen Wut besuchte er einen Freund. Da kam die alte Leidenschaft wieder über ihn. Er trank — er trank — als

schlürfe er Lethe. Der Freund schlug unvorsichtigerweise noch eine Reitpartie vor — auch das war dem Wahnsinnigen ja gerade recht! Allein das wildeste Tier der Manege, dessen Meister zu sein er sich kecklich gerühmt, ließ sich die herrische Art dieses Bändigers nicht gefallen.

Der unglückliche Bela kam zu Fall — —

Eine Gehirnerschütterung hielt tagelang sein Bewußtsein umnachtet.

Als ich von dem schrecklichen Geschehnis aus der Zeitung erfuhr, da wallte das alte Uskokenblut in mir auf. Ich fühlte, daß ich eine Nachkommin jenes kroatischen Nationalhelden Lenkovich war, der für sein Teuerstes jederzeit Gut und Leben eingesetzt! Und ich besann mich nicht — ich fragte keinen um Rat. Ich fuhr nach Abbazia, so schwach ich noch war.

Wer beschreibt meine Wonne, als Bela, bei meiner Ankunft zum erstenmal die Augen aufschlug.

Toll genug war ja meine Anwesenheit, hier, an diesem Krankenlager. Aber das weiß ich doch, daß, als wir den Arzt kommen hörten, während Bela zärtlich meine Hände in den seinen hielt und er mich leise fragte: „Schämst du dich vor dem da?“ ich trotzig entgegnete: „Nein! Mag er uns so sehen. Deine Liebe macht mich stolz!“

Melanie hörte leuchtenden Auges der Gefährtin zu. „Ja,“ sagte sie jetzt, „da sprach aus dir das tollkühne Blut einer echten Enkelin

jenes großen Lenkovich, wie ihn Šenoa in seiner unsterblichen Dichtung verklärt!“

„Ach, Kind!“ wehrt Daša der Bewunderung, „was ich damals tat und sagte, das kam so einfach, so natürlich, so ganz ohne jedes Verlangen nach Heldentum. Ein schwaches Weib nur fühlte ich mich neben ihm, ein Weib, dessen willenslose Hingabe keine Grenzen mehr kannte... Und wie schön war er jetzt! Gerade aus dieser schweren Krankheit schien er noch herrlicher, noch veredelter hervorzugehen. Auf den Zügen des trotzigen Abenteurers lag nun oft eine unbeschreibliche Verklärung, als seien alle Schlacken seines Wesens von ihm abgetan, als träte da erst der Goldgrund seines wahren Seins ans Tageslicht. Ja, so angstvoll auch diese Zeit war — sie brachte doch unvergleichlich selige Stunden.

Jetzt störte mich kein Mensch. Ich durfte ja so viel ich wollte um den Geliebten sein und mich des Glückes erfreuen, das meine Gegenwart ihm zu bescheren schien. Denn, wohlwissend, daß einer Natur wie der meinen unter gewissen Verhältnissen garnichts abzutrotzen, garnichts abzulisten sei, hatten nun auch meine Peiniger gute Miene zum bösen Spiele gemacht. Ja, um mir völlig freie Hand zu gönnen und doch alles Aufsehen klug zu vermeiden, zogen sie selbst wieder mit mir nach Abbazia und wir bewohnten dieselbe Pension wie Rauditz.

Täglich konnte ich so, frohen Herzens, seine stetig fortschreitende Besserung beobachten. Der Arzt selbst sagte, es gäbe nun keine Lebensgefahr mehr.

Dennoch verhielt sich dieser gelehrte Herr recht reserviert, sobald ich laut darüber jubeln wollte. Da begann mich eine tödliche Angst zu beschleichen . . . Was war es denn nur, was man dem Rekonvaleszenten sowohl wie auch mir zu verheimlichen schien? Bela sprach zärtlich und eingehend mit mir. Freilich, Pläne schmiedete er fürs erste nicht. Auch über seinen Unfall wagte ich mit dem Kranken aus Schonung nicht zu reden — aber wieder und wieder dankte er mir rührend für so viel Glück und Reichtum, wie ich ihm geschenkt. Sein Geist war also klar — auch dafür durfte ich Gott jetzt inbrünstig loben!

Plötzlich — unvermittelt — ließ mich der Arzt eines Tages um ‚ein Gespräch unter vier Augen‘ ersuchen. Und da erfuhr ich die furchtbare Wahrheit . . . Also das war's!

Die verhängnisvolle Gehirnerschütterung war doch nicht so ohne jede Spur verlaufen. Eine Lücke ließ sie im Gedächtnis zurück. Der unglückliche Bela konnte sich bis jetzt — drei Wochen seit dem Unfall — auf die Veranlassung seiner Krankheit garnicht besinnen. An jenem Punkte setze sein Denkvermögen aus. Und da eben lag die schreckliche Gefahr. Denn dieser kleine dunkle Punkt, er konnte leicht die Unheilswolke sein, die den ganzen geistigen Horizont mit völliger, dauernder Umnachtung bedrohte.

Der Arzt, selbst ergriffen von meinem hoffnungslosen Schmerz, trachtete mir Trost zu spenden, mich aufzurichten: ‚Sie haben so viel Einfluß auf den Armen,‘ sagte er, ‚suchen Sie ihn dazu zu bewegen, daß er eilig eine Nervenheilanstalt aufsucht. Vielleicht wird alles gut, vielleicht ist ja noch Zeit zur Rettung da! Aber nicht ich — nur ein Spezialist darf darüber entscheiden‘ . . .

Was ich dem Teuren dann gesagt, mit welchen Worten ich ihn so überzeugend beschwor —: Gott allein weiß es! Aber der Erfolg war mein: Bela Rauditz begab sich voller Hoffnung auf die Nervenklinik eines berühmten Psychiaters nach Pest.

Und wie er es mir versprochen, so tat er: er schrieb, er schrieb regelmäßig, liebevoll, meist voll heißer, verzehrender Sehnsucht. Von einem ärztlichen Parere aber war nie die Rede.

Endlich kam eine Ansichtskarte mit der frohen Schlußmeldung: ‚Je retourne chez vous, aujourd’hui en huit. Enfin — espérons!‘ Also gewiß, er war geheilt! . . . Und dann — als sollte nun mit einemmal alles, alles wieder gut werden, erhielt ich die Nachricht, daß meine unwürdigen Ehebande durch die machtvolle Hand des Todes selbst gelöst — daß ich frei sei! Ich vernahm’s wie betäubt. Kein Groll gegen jenen Mann, der mein Leben zerstört, der als Verbrecher geendet — nur das Gebet, daß Gott seiner Seele gnädig sei, stieg in mir auf. . .

Aber dann das wahnsinnige, wirbelnde Gefühl der Befreiung. . . Frei! Frei! War das zu verstehen?!

Wie nur würde ich Bela diese Schicksalswendung kundtun? Schriftlich? Nein! Nur aus meinem eigenen Munde, mitten in der Wonne unseres nahen Wiedersehens sollte er alles das vernehmen, sollte er begreifen lernen, was mich jetzt selbst wie ein Glücksschwindel, wie ein toller, sinnbetörender Rausch überkam.“

„Hat dir da nicht vor deinem Los gebangt?“ fragte ernst Melanie.

„Nein, nein! Denn es gab da für keine Betrachtungen mehr Raum. Nur das eine stand mir fest: Nun gehörst du dem Manne deiner freien Herzenswahl! Nun seid ihr eins — untrennbar fürs Leben!

So sah ich den ersehnten Tag des Wiedersehens anbrechen. Bela kam. Herrlich sah er aus. Und stark, wie ein Held...

Aber das war nicht jenes Wonneglück, das ich mir erträumt. Wohl schloß er mich beim ersten Moment des Alleinseins heiß und leidenschaftlich in die Arme, wie einst, doch ich fühlte alsogleich: er will oder kann mir nicht alles sagen!

Als er uns dann nach einem seltsam feierlichen Besuch verließ, da war ich in einem wahren Fieber der Erregung. Was gab es mehr zu bedenken?... Ich mußte zu ihm!

Und wie damals, als er leidend war und mir jederzeit der Zugang zu seinem Krankenzimmer offen stand, so fraglos wie damals trat ich jetzt bei ihm ein. Dasselbe Gemach — überall haftete eine teure Erinnerung! Er erhob sich und ich bemerkte zum erstenmal, daß

seine Augen plötzlich in Tränen standen. Da sagte ich ihm, was geschehen und daß ich nun frei sei — dachte ich doch, das könne ihn aufrichten aus seinem mir unbekanntem Schmerz. Er aber ließ die Arme, die mich eben noch umschlungen hielten, kraftlos sinken. Der große, starke Mann stand da wie ein Geschlagener.

„Auch das noch!“ stöhnte er. „Geh, Geliebte, geh weit von mir fort — niemals dürfen wir einander angehören! Denn — hörst du’s? — man hat mir dort endlich die Wahrheit gesagt. Mein Zustand endet mit geistiger Nacht.“

Schrie er auf oder war es meine Stimme, was da wie ein Todesschrei durch die Hotelräume gegellt?...

Eine Sekunde später saß er, das Gesicht in die Hände vergraben, in seinem ehemaligen Krankenfauteuil und ich, ihm zu Füßen am Boden kauend, hielt seine Knie umkrampft in machtlosem Weinen...

Dann aber sprang ich empor, ich warf mich wild an seine Brust. Und ich Stolze, ich habe mich wahrlich nicht geschämt, zu bitten, zu betteln:

„Bela! Bela! laß mich dir folgen als dein Weib! Was uns auch bevorstehen mag — nimm mich mit! Leben kann — kann ich nicht ohne dich!“

Mit einem machtvollen Sprunge war er in die Höhe geschnellt, kraftvoll löste er sich aus meiner Umarmung:

„Kind, du begreifst nicht, was du sagst. Dir gehört das Leben — ich aber bin zum

Untergang verdammt. Du wirst neu lieben, neu leben lernen. Was weißt du, schönes, herrliches Weib, welche Stürme der Leidenschaft dich noch durchschauern und beglücken werden? Ich aber muß abseits stehen, die Augen schließen. Für mich kommt die Nacht! Hörst du's?

Noch einmal preßte er mich an sich, wie ein Rasender. Seine Küsse schienen mir das Leben auszusaugen. Dann aber stieß er mich von sich, so gewaltsam, als sei ich hinfort in seinen Augen die verkörperte Versuchung, die schlimmste Gefahr...

Ich ging... Zerschmettert, vernichtet.

In der Tür aber kehrte ich noch einmal um.

Da sah ich sein edelschönes Männerantlitz erdfahl — um Jahrzehnte gealtert.

„Mach mir's nicht so schwer, Lieb!“ sprach er dumpf.

Ich hatte nur die Kraft, nach seiner eisigkalten Hand zu greifen, sie demütig an die Lippen zu ziehen und wie in feierlichem Gelöbnis zu flüstern:

„Alles, was du willst. — Lebe wohl!“

Eine Stunde später fand man den Herrlichen tot!

Hatte ein Gehirnschlag sein trauriges Dasein geendet? Oder war es — wie ich glaube — ein freiwilliges Ausderweltgehen, ein gewaltvoller Tod?

Positives ist nie darüber festgestellt... Wohl ihm — er war erlöst!

Aber ich — ach ich!“

Bei diesen Worten brach Daša plötzlich zusammen. Ihr krankes Herz schien ihr wieder furchtbare Qual zu bereiten. Darum meinte Melanie, die selbst tief erschüttert war, man müsse so schnell als möglich auf die Heimfahrt bedacht sein.

Und wie ein Kind, schwach und matt, ließ sich die Gräfin von ihr zum Wagen geleiten.

„Wie nur,“ so frug sich Melanie immer wieder während der Fahrt, „wie nur hat dieses zarte Geschöpf solchen Schicksalsschlag überlebt?“

Als aber die andere allmählich zur Selbstbeherrschung zurückgekehrt, las sie der Freundin wohl diese ungelöste Rätselfrage von der Stirn. Und sie sagte dann ruhig, ohne weitere Einleitung:

„Ja, sieh, Lieb, ich hatte auch noch nach seinem Tode immer etwas, was mich am Leben hielt, einen Lebenszweck. Ich wollte Barmherzigkeit üben, Vorurteile bekämpfen, die gute Saat der Aufklärung säen.

So, in gewissem höheren Sinne, durfte ich doch weiter leben — für meinen Bela, in seinen Ideen, in seinem Geiste! Das aber ist es, was ich unter dem Ausdruck ‚eine innere Mission‘ verstehe.“



## XV.

Während der Abwesenheit ihrer Mutter allein oder vielmehr unter dem Schutze der Gräfin Posedarich in Stubica zurückgeblieben, wußte Baroneß Mimi ihre Zeit dort aufs beste auszunützen. Nicht etwa, als wenn sie diese Freiheit zu allerlei tollen Streichen mißbraucht — irgendwie jugendlichen Unfug getrieben! O nein! Aber nichtsdestoweniger war sie mit ihrer Zeitverwendung — wie ja übrigens mit allem, was sie selbst tat — sehr zufrieden. In rührender Aufmerksamkeit sah man sie eifrig um die alte Gräfin bemüht. Bald hielt sie ihr geduldig die Strickwolle zum Abwickeln und freute sich im stillen dabei der Beobachtung, wie schnell sich heute Faden um Faden, von ihr aus, zum Herzen der freundlichen Greisin spann. Bald wieder erbaute sie die Mutter ihres Anbeters durch Vorlesen, wobei ja Mimis schönes Organ, ihre künstlerische Vortragsweise sowie namentlich ihre elegante Beherrschung des Französischen aufs vorteilhafteste zur Geltung kamen.

Auch auf die Gesundheit der alten Dame war das Baroneßlein bedacht. Sie hüllte dieselbe vorsorglich in ein wärmendes Tuch, sie trug ihr eigenhändig einen Schemel herbei, um sie vor etwaiger Feuchtigkeit des Bodens zu

schützen. Wirklich, eine Tochter konnte sich nicht aufmerksamer und liebevoller benehmen!

O ja, trotz ihrer großen Jugend verstand Mimi es wohl, zu rechnen, zu — klügeln... Nie ließ sie sich zu einem Schritte hinreißen, von dessen Erfolg sie nicht im voraus fest überzeugt war. Und auch in diesem Falle erwies sich ihre Berechnung wieder zutreffend.

„Wie glücklich wäre mein Gaston, Ihnen zuzusehen, wenn Sie seine arme, alte Mama so verwöhnen“, meinte die Gräfin, das süße Schmeichelkätzchen unter Küssen an sich ziehend.

Mit kindlichem Unverstand sah die also Begnadete der freundlichen Gönnerin scheinbar ahnungslos ins Gesicht.

„Ja, er muß ein sehr lieber, guter Sohn sein, Graf Gaston — so habe ich mir's immer gedacht.“ Das war alles, was Mimi in diesem Augenblicke zu sagen für gut fand. Denn: „Immer hübsch abwarten, bis die reife Frucht einem ganz von selbst zufällt — nur nicht zu vorschnell nach einem vielleicht noch gar sauren Apfel greifen“, dies war eine der wichtigsten Glaubenslehren aus dem Weltweisheitskredo der Freiin von Preyck.

Am Nachmittag, als die Gräfin sich der gewohnten kleinen Siesta hingab und Mimi den Verpflichtungen der Ehrfurcht gegen das Alter hinlänglich genügt hatte, da genoß diese selbst ihr Leben wieder mit dem jungen Volk.

Posedarich hatte seit einigen Tagen auf einer schattigen Anhöhe des Parkes, unter der riesigen Steineiche einen Schießstand eröffnet.

Dieser Sport war ebenso neu als interessant. Natürlich waren auch alle jungen Damen gleich dabei. Mimi besonders schoß schon erstaunlich gut. Sie hatte ein überaus scharfsichtiges Auge und eine wunderbar sichere Hand. Selten nur verfehlte ihre Kugel das Ziel. Und das Entzücken des schneidigen Kriegers stieg, ob solcher ihr angeborener Vorzüge, natürlich ins Unendliche. Auch Zorić mußte das gewandte Geschöpf auf dem Schießstande bewundern. Ob wohl auch ihre Mutter sich dabei so gut ausnehme? Ob Melanie überhaupt zu bewegen wäre, sich aktiv an diesem Vergnügen zu beteiligen? Er frug Mimi, und diese glaubte, ihm im voraus eine Bejahung zu schenken. Sie erzählte auch, daß die Mama stets einen überaus feinen Revolver mit sich führe. Aber das täte sie nur aus Pietät, weil das kleine Waffenkunstwerk noch „vom seligen Papa“ herstamme.

Die letztere Erwähnung gab Zorić einen Stich. Wie? Hing Melanie also doch noch so voll Liebe an jenem Längstverstorbenen?...

Eine eifersüchtige Angst stieg in ihm auf. Um so liebenswürdiger und lebhafter sprach er auf Mimi ein, damit diese ihn nur ja nicht auf solchen Gedanken ertappe. „Denn scharfsichtig ist ja das Mädchel, in mehr als einer Hinsicht — nur allzusehr“, sagte er sich.

Das Nachmittagskonzert der Zigeunerkapelle rief Mimi aufs neue zu ihren Pflichten bei der greisen Gönnerin.

Gräfin Posedarich gewann das junge Mädchen immer lieber. Eine solche Schwieger-

tochter mußte ja ein Ideal sein! So voll Hingebung und doch dabei von so zarter Zurückhaltung!

So auch eben wieder. Nach Schluß des Konzertes nämlich bietet Graf Gaston seiner Mutter den Arm, um diese zu einem weiter abgelegenen Hörensitz zu geleiten, von wo die alte Dame gern dem regen Abendverkehr auf der Landstraße zusieht. Aber trotz der dringendsten Aufforderung beider, sich ihnen anzuschließen, tritt Mimi streng bescheiden zurück.

„O nein! Jetzt darf ich nicht stören, gütigste Gräfin! Der Herr Oberleutnant kehrt ja morgen früh schon zu seiner Garnison heim und da müssen Mutter und Sohn zum Abschied allein sein.“

Wie kindlich-herzig und doch warm empfunden sie das vorzubringen weiß!

Da ihr entsagender Entschluß unerschütterlich blieb, mußten sich jene zwei wohl entschließen, Mimi darin ihren Willen zu tun. Und so blieb sie allein im Restaurationspark.

Scheinbar ward ihr die Zeit nicht lang. Sie las wieder einmal in der vorzüglichen „Revue Bleue.“ Als aber die Abenddämmerung, besonders hier unter dem dichten Laubdach, ihr das Lesen mehr und mehr erschwerte, da schweiften ihre klugen Augen viel umher. So sah sie auch plötzlich Zorić, wie zu längerem Spaziergange ausgerüstet, den Weg nach der breiten Kastanienallee einschlagen, die auf jene Rich-

tung der Landstraße mündete, von welcher aus Melanie und Daša aus Bistrica zurückkehren mußten.

Ein schneller Gedanke blitzte in dem sechzehnjährigen Schlauköpfchen auf.

Mit ein paar flinken, elastischen Schritten gewinnt sie Vorsprung genug, um nun auch bei gänzlich unauffällig langsamer Gangart jeden Augenblick den träumend vor ihr Dahinwandelnden einzuholen.

Dann läßt ein Schrei Zorić zurückschauen.

Zu seinem Erstaunen erkennt er neben sich die Baroneß, die mit schmerzhafter Gebärde nach ihrem zierlichen Füßchen greift. „Schändlich! Diese unberechenbaren Kieselsteine!“ zürnt sie.

„Oder die viel schändlicheren hohen Stöckel,“ witzelt er, indem er jetzt hilfreich an Mimi herantritt. „Ich hoffe aber, Baroneß haben sich nicht ernstlich weh getan?“

Sie neigt neckisch-dankend das reizende Köpfchen:

„Zum lebenslänglichen Invaliden zwar bin ich noch nicht reif, aber weh tut der Fuß!“ Da will Zorić sie auf die nächste Bank nötigen. „Es wäre jedenfalls gut, hier ein Weilchen auszuruhen.“ Sie aber eifert lebhaft dagegen: „O nein! O nein! Jeden Augenblick kann Mama zurückkehren, und das wäre ein Schreck, wenn ich ihr nicht, wie vereinbart, eine Strecke entgegenginge!“

Alle weiteren Ermahnungen seinerseits schlägt Mimi kurz in den Wind, indem sie kategorisch sagt: „Nichts da! Galanter Trou-

badour, reichen Sie mir nur den Arm, so komme ich mit Ihrer ritterlichen Unterstützung schon gut vorwärts. Also ‚en avant‘ marcheons!“

„Oho! so revolutionär angehaucht?“ erwidert er lächelnd, fügt sich aber gern ins Unvermeidliche. Und gemeinsam die Marseillaise summend, schreiten beide nun lustig weiter. Im stillen triumphiert Mimi über ihren wohlgelungenen Trick. Von jenem Höhengitze aus müssen Gräfin Posedarich und ihr Sohn sie jetzt ganz deutlich an Zorić' Arm vorübergehen sehen. „Sehr gut! Prächtig! Sie weiß genau, was für eifersüchtige Gedanken dabei in dem Hirn des stolzen Marsjäungers aufkeimen ...“

Mitunter ist ja auch ein kleines ‚Schütteln‘ geraten, damit ‚die reifen Äpfel‘ rechtzeitig herabfallen! Es muß aber eben alles nur wie zufällig und so unvermerkt wie möglich geschehen .... Nicht ‚Schwäche‘ — nein, ‚Schlauheit‘, dein Name ist Weib!“ Und Mimi lacht nicht nur Shakespeare, sondern die ganze Welt aus.

Diese erquicklichen Reflexionen hinderen sie aber keineswegs, sehr geistreich und lebhaft mit Zorić zu plaudern. So hatten beide das Rollen des nahenden Wagens überhört und voll Staunen sahen sie nun plötzlich, dicht vor sich her, diese flinken Renner, die Melanie und Daša von Bistrica heimtrugen.

Gräfin Lahnsdorff war es, welche als erste ihrerseits der Daherkommenden ansichtig ward.

Eilig machte sie die Freundin darauf aufmerksam, wie gut dieses junge, schöne Paar zusammenpasse.

Melanie errötete und murmelte etwas Unverständliches.

„Gewiß ist zwischen den zweien da etwas Heimlich-Holdes im Gange“, dachte die andere. Und so erklärte sie sich nun auch jenes auffallend lebhaftes Interesse, welches Melanie gleich anfangs für den Dichter verraten, als sie ihr damals, zuerst, von seiner merkwürdigen Herkunft erzählt.

Als Mutter und Tochter auf ihrem Zimmer allein waren, fragte Mimi: „Sag doch, Mama, was wollte eigentlich Gräfin Lahnsdorff vorhin mit dem Zitieren des Sprichwortes: Gleich und gleich gesellt sich gern?“

„Ach, ich weiß nicht,“ lautete etwas unwirsch die Antwort. „Ich denke, das bedeutet eben nur, daß selbst die geistreichsten Menschen mitunter sehr dumme, banale Phrasen gebrauchen.“

„So? Sonst weiter nichts? Gut also! Aber du, mein Mütterlein, scheinst nicht gut aufgelegt und mich fragst du nicht einmal, was ich hier erlebt. Ich könnte mich ja zum Beispiel während deiner langen Abwesenheit sogar verlobt haben.“

Und Mimi lächelte vielsagend verschmitzt.

Da fuhr die Baronin auf:

„Was redest du da? Verlobt? Mit wem?“

„Ach, Mama, das sage ich dir erst, wenn alles zwischen dem Betreffenden und mir fest

ausgemacht ist. Noch sind wir ja nicht so weit.  
Dann aber soll es an dir sein, zu zitieren:

„Gleich und gleich gesellt sich gern. Das  
gelobe ich!“

Melanie mußte sich bücken, um am Boden  
nach irgend einem unauffindbaren Gegenstand  
zu suchen.

So sah die Tochter nicht die heißen, schwe-  
ren Tränen in ihren Augen.



## XVI.

O, diese armen, armen Augen! Die ganze Nacht hatte kein Schlaf sie gekühlt. Und nun blickten sie schon mit banger Sorge in den neuerwachten Tag.

Der Entscheidungstag sollte es ja sein.

Da gab es bald kein Ausweichen mehr — da galt es stark sein! Stark und beherzt.

Als die brave Kathi mit dem Morgenfrühstück eintrat, war sie ganz erschrocken, Melanie mit einem Revolver in der Hand zu sehen. Die Baronin putzte die zierliche Waffe geradezu liebevoll. Nun, Kathi wurde über den Zweck solcher Außergewöhnlichkeit sehr bald beruhigt. Es galt ja, am neuen Sport teilnehmen. Die Baronin hatte gestern abend noch ihrer Tochter vor dem Schlafengehen hoch und heilig geloben müssen, sich dazu mit Papas Revolver, der sonst immer nur als Andenken auf Reisen mitgenommen ward, pünktlich früh auf dem Schießstand bei der Steineiche einzufinden. Wie es in schmerzlicher Gedankenqual oft wohltuend wirkt, wenn man sich irgend einer rein mechanischen Beschäftigung hingeben darf, so war es eben Melanie äußerst angenehm, sich förmlich pedantisch mit der

Schußbereitschaft des Revolvers zu befassen. Wie blitzblank ging er aus ihren eifrigen Händen hervor! Wievielmals hatte sie Waffe und Munition aufs genaueste geprüft!

Jetzt schnallte sie sich die kleine Ledertasche, die dieses gefährliche Spielzeug barg, um und trat rasch ins Freie.

Gut, wenn sie all den anderen voraus war. So gewann sie doch noch einige stille Momente des Nachsinnens, der Selbstbefestigung.

Mit diesem Vorsatz ging sie denn auch nicht auf dem gewöhnlichen, tiefer gelegenen Wege zur Eiche, sondern stieg gleich bei der Kapelle den zweiten, höheren Waldpfad empor und ließ sich hier auf der ersten Ruhebänk nieder.

Zwischen den knorrigen Stämmen uralter Eichen und dem durchsichtigeren Blätterwerk prächtiger Buchen rief hier die Sonne allerlei merkwürdige, malerische Effekte hervor. Die zitternden Strahlenhieroglyphen am Boden schienen ein heißes Liebespoem auszudrücken. Denn alles in der Natur war jetzt sehrende Spannung, glühendes Tagerwarten!

Wie schmerzlich geblendet, wandte Melanie die Blicke ab. Da bemerkte sie rückwärts auf der bebauten Berglehne ein ganzes Feld mit blühenden Sonnenblumen.

Wie schon dieser Name allein zwei der herrlichsten Begriffe gepaart zeigt, so flößten ihr solche Blüten stets besondere Vorliebe ein. Und dieses ganze eigenartige Blumendasein ward nun zur Geschichte im grübelnden Geiste der sinnigen Frau. Ja, ist es in der Tat auch

nicht ergreifend, zu sehen, wie die Sonnenblume — gewissermaßen seelischem Antriebe folgend — den lichtdurstenden Kelch bis zu ihrem allerletzten Strahle immer wieder der Sonne nachwendet, stets deren leuchtendes Antlitz suchend. Anfangs da scheint die junge Blüte vielleicht nur sich selber dadurch schmücken zu wollen, ihren eigenen, reichen Goldglanz so prunkend zu erhöhen! Je mehr sie aber emporwächst unter dem läuternden Einfluß solch reinen Himmelslichtes, je mehr auch wird sie das Abbild einer Seele, die — nur dem Erhabenen zugewandt — aus den engen Schranken des Ichtums sich hindurchringt zur heiligen Größe der Selbstlosigkeit. Und wie an der Sonnenblume das schimmernde Gold ja allmählich erblaßt, erstirbt, bis von diesem schönen Gebilde nichts mehr bleibt, als eine Art trauriger, dürrer Dornenkrone, dagegen aber der unansehnliche braune Saatenkelch — sozusagen das Herz der Blume — sich weitert und dehnt, so auch stirbt im Menschen sein Ichtum nur langsam. So reift unter Schmerzen nur die entsagende Liebe!

Melanie schaut nachdenklich auf all die kleinen Vögel, die jetzt hungernd oder genäschig auf die Sonnenblumen zufliegen.

Alle ziehen sie Nutzen oder Lust aus diesen sterbenden Blumenherzen. Und die großen, weiten Herzen scheinen zu sagen: „Kommet! Tut uns weh' — aber werdet satt, werdet glücklich! Seid froh in eurer Art, ihr Kleinen, ihr Selbstlinge — für uns aber muß Geben stets seliger als Nehmen sein!“

Darum auch schmücken, einer rumänischen Volkssage gemäß, Sonnenblumen die Himmelstür. Schönes, leuchtendes Symbol der Entsagung!!! — — — — —

Seltsam, vom Entsagen, von der Himmeltür wohl hatte ihr eben noch geträumt. Und gerade da, in demselben Augenblick, stand das Leben vor ihr, in der verkörperten Versuchung eines kraftvoll brutalen Glückbegehrens, eines übermächtigen Triebes eigener Liebesseligkeit...

Dem Schimmer ihres ihm bekannten Sommerkleides folgend, war Zorić, vom unteren Wege her, durch Wurzeln und Gestrüpp, schnell entschlossen an der pfadlosen Waldlehne empor klimmend, plötzlich, ehe sie's geahnt, an Melanie herantretend. Sein flammender Blick, sein keuchender Atem sagte mehr als Worte.

Doch ehe er, in höchster Erregung, noch die Sprache wieder fand, hatte Melanie sich erhoben. Beide Hände streckte sie ihm entgegen. „Teurer, teurer Freund“ — stammelte sie mit gebrochener Stimme.

Wie schön sie jetzt war! Wie jung sie ihm erschien, in ihrer wahrhaft mädchenhaften, keuschen Befangenheit!

Als er ihre Hände leidenschaftlich an die Lippen führen wollte, litt sie es nicht. Mit angstvoller Gebärde fast zog sie sich zurück. Dann ließ sie sich matt auf die Bank nieder gleiten und bedeutete Zorić, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Nur keine lange Folterqual!“ flehte er. „Ja? — oder nein?“

„Gönnen Sie mir Zeit, teurer Freund. Was ich zu sagen habe, ist so schwer . . .“

Er ließ sie ihren Satz nicht vollenden.

„O, ich weiß alles schon im voraus“, brachte er bitter hervor. „Sie haben sich bedacht — das Dunkel meiner Herkunft stößt Sie ab?“

Nun war es an ihr, nach seinen zitternden Händen zu greifen. Kannte er denn so wenig jenes seltsame Prestige, das in Geheimnissen und Rätseln wurzelt und das allein vielleicht das Grundelement aller Anziehungskraft ausmacht, die ein Geschlecht an das andere fesselt?

Auch Melanie, ganz von dieser Vorstellung erfüllt, war nun Feuer und Flamme, als sie begeistert sprach:

„Gott weiß es — : nein, das ist es nicht, was uns scheidet! Das niemals! Wenn etwas Ihre Anziehungskraft in meinen Augen zu erhöhen vermag, so wäre es gerade jenes Rätsel der Abkunft. Ließ denn nicht schon das Altertum seine Helden auf andere Art erscheinen und verschwinden, wie gewöhnliche Sterbliche? Und läuft nicht schließlich der älteste Stammbaum — derjenige, den die Bibel selbst aufzählt — darauf hinaus, daß er von Adam ver bürgt:

„Der war Gottes“. Der aber hatte weder Vater noch Mutter! So — im höchsten Sinne — sind auch Sie, mein Freund, ein Mann, von dem ich stolz bin, zu empfinden: ja, d e r

ist Gottes! Das heißt, der ist groß genug in sich selbst — er bedarf keiner Sippe, keines Anhangs!“

Wie sich des Dichters Selbstgefühl unter dieser feurigen Beredsamkeit hob!

Triumphierend warf er den schönen Kopf zurück:

„Erheben Sie mich so zu einem Sohn der Götter, o, Melanie, was widerstände meiner Macht?!“

„Ach,“ seufzte sie, „und dennoch gibt es Dinge, die kein Mensch, und kein Gott selbst, zu beseitigen vermag! Ein solches Hindernis ist — die Zeit. Diese vermag keiner mehr zurückzurufen... Und — so oft ich's überlegt — es bleibt dabei — uns trennen die Jahre!“

„Wenn es nur das ist, Melanie, dann wirst du einsehen, dies sind Hirngespinnste! Ein Mann in meinem Alter ist dir an Reife sogar weit überlegen. Er ist auch vom modernen, aufreibenden Leben faktisch mehr gealtert, als du es, Geliebte, bei der unberührten heiligen Frische eines reinen Weibes, auch nur ahnst.“

In den Augen der Baronin schimmerte es feucht.

„Wie gerne, ach, glaubte ich so holdem Wahn! Aber nein. Ich entsinne mich des Bildes, das Sie einmal gebraucht, als Sie sagten, in der Sonne verwandle selbst das starre Eis sich zu feuriger Glut.

Und was sich hernach in trübe Wassertropfen auflöst, das funkelt dennoch in einem Augenblick als kostbarer Edelstein. So, geliebter Freund, ist auch meine Jugend nur

ein kurzes, armseliges Scheinglück, dem das rasche, unaufhaltbare Zerrinnen folgt. Wollte ich nun solch flüchtig Taumelglück an Ihrer Seite genießen, wahrhaftig, ich beginge eine unsühnbare Schuld. Es käme der Moment, wo ich — von den Schauern des Alters erfaßt — zu Ihnen sagen würde: ‚Gib mir von deiner Jugend!‘ Und von dem Augenblicke an, da wäre ich der Vampir, der Ihnen die Lebenskraft aussaugt, das Dasein vergiftet!...

Nein! Nimmermehr!“

Und jedem Einwurf des Poeten heftig wehrend, fuhr Melanie immer fort, sich gegen die Gefühle ihres Herzens zu verteidigen.

„O, wie klar habe ich alles dies erkannt, wie deutlich die ganze Situation übersehen! Gedenken Sie doch des Momentes, da Sie meine Tochter, mein schönes, lebensprühendes Kind, im Tanze gewiegt und ich fernab stand, so ganz in meiner Rolle als die Mutter, als die — Alte. Und gestern abends erst, wie schön sah es aus, als Sie uns mit Mimi am Arme begegneten. Wahrhaftig, kein passenderes Paar, den Jahren nach, als Sie beide!“

Bei diesen Worten war Zorić heftig emporgeschrenkt. Er packte Melanies Handgelenk mit eisernem Griff.

„Halten Sie ein! Was Sie da reden, ist ein Wahnsinn!“

„Muß ich denn wirklich noch mehr — muß ich denn alles sagen, damit man mich begreift?“ rief sie klagend aus. „Nun wohlan. Ich glaube mich nämlich nicht zu täuschen, wenn ich im verschlossenen Herzen meines

stolzen Kindes eine aufkeimende Neigung wahrnahm... Eine knospende Liebe, die keinem andern gilt als — Ihnen, mein Freund!“

Dann aber, als sei sie auf die Wirkung dieser Worte selbst ängstlich gespannt, brach Melanie hier jählings ab. Das Herz schlug ihr qualvoll zum Zerspringen. Was würde nun folgen?

Allein das Resultat sollte ebenso schmerzlich als unerwartet sein.

Bleich bis an die Lippen, straff aufgerichtet, stand ihr Zorić plötzlich gegenüber wie ein Gegner.

„Komödie!“ kam es hart aus seinem Munde. „Was geht mich Baroneß Mimi an? Ich verstehe nur eins: Sie lieben mich nicht — Sie haben mich nie geliebt.“

Ganz in sich zusammengesunken saß Melanie da. Die Hände hatte sie vors Gesicht gepreßt, wie zum Schutze gegen seine grause Anklage.

Oder zur Wehr gegen eigene Schwäche?..

Wie ein leises Schluchzen nur klang ihr Entgegnen:

„Liegt nicht die höchste Liebe in Leiden und Entsagen?“

„Nicht so!“ stieß er rauh hervor. „Wahre, starke Liebe lehrt uns leben und — trotzen! Das gibt Mut!“

Als die gebrochene Frauengestalt da vor ihm aber noch immer nicht den Mut fand, sich in plötzlich erwachender Glut wieder aufzurichten und stürmisch an seine Brust zu fliehen,

wie er es wohl gehofft, da nahm Zorić wieder seinen höhnisch-verletzenden Weltmannston an, indem er sagte:

„So vergeben Sie mir meinen schweren Irrtum. Leben Sie wohl, Frau Baronin!“ Und sich verneigend, zischelte er noch sarkastisch:

„Ich habe die Ehre.“

Dann wandte er sich um.

Sie blieb allein.

In ihrem Hirn wogte ein wildes Heer von Gedanken... Sollte sie ihr Glück zurückrufen? Sollte sie Zorić, geflügelten Schrittes, einholen? Ihn zu besänftigen versuchen?... Aber wozu dann all der lange, schwere Kampf? Nun, wo der Preis erstritten war, wo nie mehr eine Gewissensklage irgend welcher Art ihre feinfühligke Seele zu beschweren vermag!

Da hörte Melanie schon vom unteren Wege her Stimmengewirr. Bald sieht sie Schönau zwischen den „besten Freundinnen“ auf den Schießstand zuschreiten. Dann folgt Dr. Spanner und richtig — da kommt ja auch Mimi, der reizende, herzige Schmetterling, daher.

Zorić allein scheint zurückgeblieben zu sein.

Um so auffallender wäre es, wenn auch die Baronin fehlte. Und mit einer gewaltsamen Willenskraft richtet diese sich nun auf und schlägt ebenfalls die Richtung zur Steineiche ein. Der Revolver blieb ihr ja als treuer Begleiter zur Seite. So, wohlgerüstet, erscheint Melanie einige Sekunden später auf dem Schießstand. Eine wahre Heldin. Allein, die Aufgabe,

welche ihrem Duldermut zugemessen, scheint jetzt von Minute zu Minute an Schwierigkeit zu wachsen.

Der erste, der auf sie zukommt, ist Schönau.

„Baronin sehen so leidend aus —“, säuselt der Falsche, angeblich besorgt. Dann mit verstellter Schadenfreude fortfahrend:

„Wir sind schon vollzählig. Nur unser interessanter Dichterjüngling fehlt,“ sagt er nachdrücklich. „Wüßten Baronin vielleicht zufällig eine Erklärung für sein Ausbleiben?“

Die Achseln zuckend, wendet Melanie ihm kurzweg den Rücken, ohne jede Antwort.

Sollte sie ihn fragen, ob er wieder irgendwo auf der Lauer stand und ihr letztes Gespräch mit Zorić vielleicht herauspionierte?

Zum Glück wird sie soeben der alten Gräfin Posedarich und ihrer Freundin Daša gewahr, welche als Zuschauerinnen etwas abseits im Schatten Platz genommen.

Da wenigstens glaubt die arme Melanie sich momentan doch sicher.

Das Scheibenschießen nimmt seinen ungestörten Verlauf. Man vernimmt Pistolengeknall, lautes Lachen . . .

Am meisten scheint Mimi sich im Schießen hervorzutun.

„Gewiß, man vergißt mich,“ hofft Melanie. Aber vergebens!

Gerade jetzt erschallt der Ruf:

„Baronin Preyck! Die Reihe kommt an Sie!“

Was hilft es, daß Daša sie gewaltsam zurückzieht und ihr zuflüstert:

„Aber so bleib doch, dir ist ja nicht wohl!“

Schon hat sie sich von der liebevoll besorgten Freundeshand losgerissen. O nein! Und wäre es nur diesem Schönau zum Trotz. Sie wird hingehen — sie wird schießen! Und sie trifft heute sicher ins Ziel!

Aller Augen hängen an der schönen, imposanten Frauenerscheinung, die, stolz aufgerichtet, mit der erhobenen Waffe in der Hand, dasteht, wie die verkörperte Kraft. Ein „Ah!“ der Bewunderung tönt ihr entgegen.

Aber da, wie von jähem Schwindel erfaßt, läßt sie den Revolver, dessen Hahn schon gespannt, matt herabsinken. Schwankend nähert sie sich nur noch dem Tische, um die Waffe dort rasch abzulegen. Dann gleitet sie taumelnd auf die nächste Bank.

Mimi ist als erste um die Mutter bemüht. Schönau beeilt sich, Wasser herbeizuschaffen. Man netzt ihr die Schläfen, man labt sie und in wenigen Minuten scheint alles wieder gut.

Doch die frohe Stimmung der Gesellschaft ist natürlich durch diesen unliebsamen Zwischenfall gestört. Und wie auf allgemeine, stumme Verabredung schicken sich Damen und Herren zu unvermutet schnellem Aufbruche an. Nur Mimi sucht ihre Mutter noch ein Weilchen zurückzuhalten. Man findet dies natürlich. Nach solchem Schwindelanfall bedarf man doch der Ruhe, des Alleinseins. So gehen

alle anderen nach herzlicher Verabschiedung weiter, während Melanie mit der Tochter noch allein zurückbleibt.

Da schlingt Mimi der Baronin beide Arme um den Hals.

„Mama!“ flüstert sie ihr ins Ohr, „höre mein Geheimnis —

Posedarich, der seit heute früh abgereist, hat einen Brief an mich hinterlassen, in dem er klipp und klar um meine Hand anhält. Freust du dich, daß mein Manöver mit Zorić so doch zum beabsichtigten Resultate geführt?“

Die Lippen, auf welche Mimi die ihren in triumphierendem Freudenrausch gepreßt, gaben der Küsse keinen zurück. Ein tiefes Stöhnen nur war die erste Antwort, welche diese tiefverwundete Mutterbrust fand. Dann aber raffte die Baronin sich auf, in heiligem Zorn:

„Wie? Was?!“ rief sie entrüstet: „Du triebst mit Zorić nur ein unwürdiges Spiel? Um den andern zu ködern, mußte er gut genug sein!“

Besänftigend wollte Mimi die Mutter umarmen.

Diese aber stieß sie heftig zurück.

„Laß mich! Laß mich jetzt allein sein!“ keuchte Melanie.

Wie Wahnsinn hatte sie plötzlich der Gedanke gepackt: „Jetzt hat meine Stunde geschlagen, jetzt bin ich in ‚totes Wasser‘ geraten.“

Und auf den Tisch zutretend, ergriff sie den dort liegen gebliebenen Revolver.

Man sah, es war ihr eilig mit der Flucht vor sich selber und dem eigenen Kinde.

Allein die tolle Hast ließ sie auch völlig vergessen, was sie im Augenblick tat. Mit der Linken die kleine Ledertasche geöffnet haltend, um den Revolver rasch hineinzuschieben, ergriff sie diesen mit der Rechten verkehrt. Statt mit dem schmalen Lauf, suchte sie ihn nämlich beim breiten Kolben in die Tasche zu zwängen. Und da — o mein Gott, daß auch der Hahn noch gespannt geblieben war! — da entlud sich der Schuß — —

Ein furchtbarer Knall ließ Mimi erbeben bis ins Herz.

Als der Pulverdampf sich verzog, lag ihre Mutter, in die Brust getroffen, stöhnend am Boden — sterbensbleich — die Augen geschlossen — —

War sie tot?

— — — — —  
Das war ein sanftes, versöhnliches Sterben. Die erste furchtbare Schmerzensqual — das Fieber — alles hatte ausgerast.

Eine zu Tode Erschöpfte sah Melanie tags darauf ihrem Ende entgegen — friedvoll, wie erlöst. Aber nachdem sie — mit den Tröstungen der Religion versehen — schon von ihrem einzigen Kinde vergebend und segnend den letzten Abschied genommen, nachdem sie auch die treue Daša mit einem bedeutsamen „Auf Wiedersehen“ zum Scheiden geküßt, blieb noch ein letzter Wunsch, ein letztes Verlangen in diesem brechenden Herzen. Und das galt ihm — dem Heißgeliebten!

Durch Dašas zarte Fürsorge gemahnt, trat Zorić ans Sterbebett.

Da flackerte ihr verglimmendes Leben einmal noch auf. Melanie machte einen matten Versuch, sich emporzurichten. Aber vergebens. Im nächsten Moment schon wäre sie kraftlos in die Kissen zurückgesunken, hätte nicht sein Arm sie gestützt, sie gehalten, heiß und fest.

Schluchzend fand der sonst so beredte Poet jetzt keine Worte...

Dann aber kam es wie ein elementarer Echolaut seiner Seele hervor:

„Mein Lieb! Mein Leben!“

— — — — —  
Und die Sterbende fand einen letzten Aufwand von Kraft, um ihre erkaltenden Hände zärtlich um seinen Nacken zu schlingen. So blieben beide fest aneinander geschmiegt, daß das Herz des einen dicht am andern schlug...

Heiße, stürmische Schläge des einen — — mattes, stockendes Pochen des andern...

Und das stürmische, heiße sprach: „Warum? Warum diese Grausamkeit des Schicksals?“

Das matte, stockende aber erwiderte:

„Nicht so! Das war himmlischer Rat-schluß. In ‚totes Wasser‘ sollte ich geraten. Aber so... so ist das Sterben süß!“

Doch wieder klagte das stürmische, heiße Herz des Poeten. „Was wird aus mir?“

Da sprachen die matten, bebenden Lippen:

„Dir, Geliebter, dir bleibt auf Erden deine große Mission — — — Und du wirst leben — leben und trotzen.“



sicher, dem Sarge folgen sah, konnte er sich nicht enthalten, zu Daša gewandt, entrüstet zu äußern:

„Sehen Sie, Gräfin, so wird dieses Geschöpf weiter durchs Leben gehen: das Glück anderer stets achtlos zertretend, selbst aber immer sieghaft. Und so erfolgreich, wie nur die absolut Herzlosen es sein können!“

Zorić dagegen schien der große, heilige Schmerz um die Verlorene noch mehr für seinen hohen Beruf zu adeln.

Allem persönlichen Wünschen und Hoffen abgestorben, lebt er hinfort nur für sein Volk — für sein Land! Als Publizist und Patriot spielt er schon heute eine führende Rolle. Zum gewaltigen Parlamentarier hat er nur mehr einen Schritt...

Aber sei dem, wie ihm sei: Slavoljub Zorić wird „leben“ und „trotzen“.

Ein Mann seines Schlages gerät nicht in „totes Wasser!“

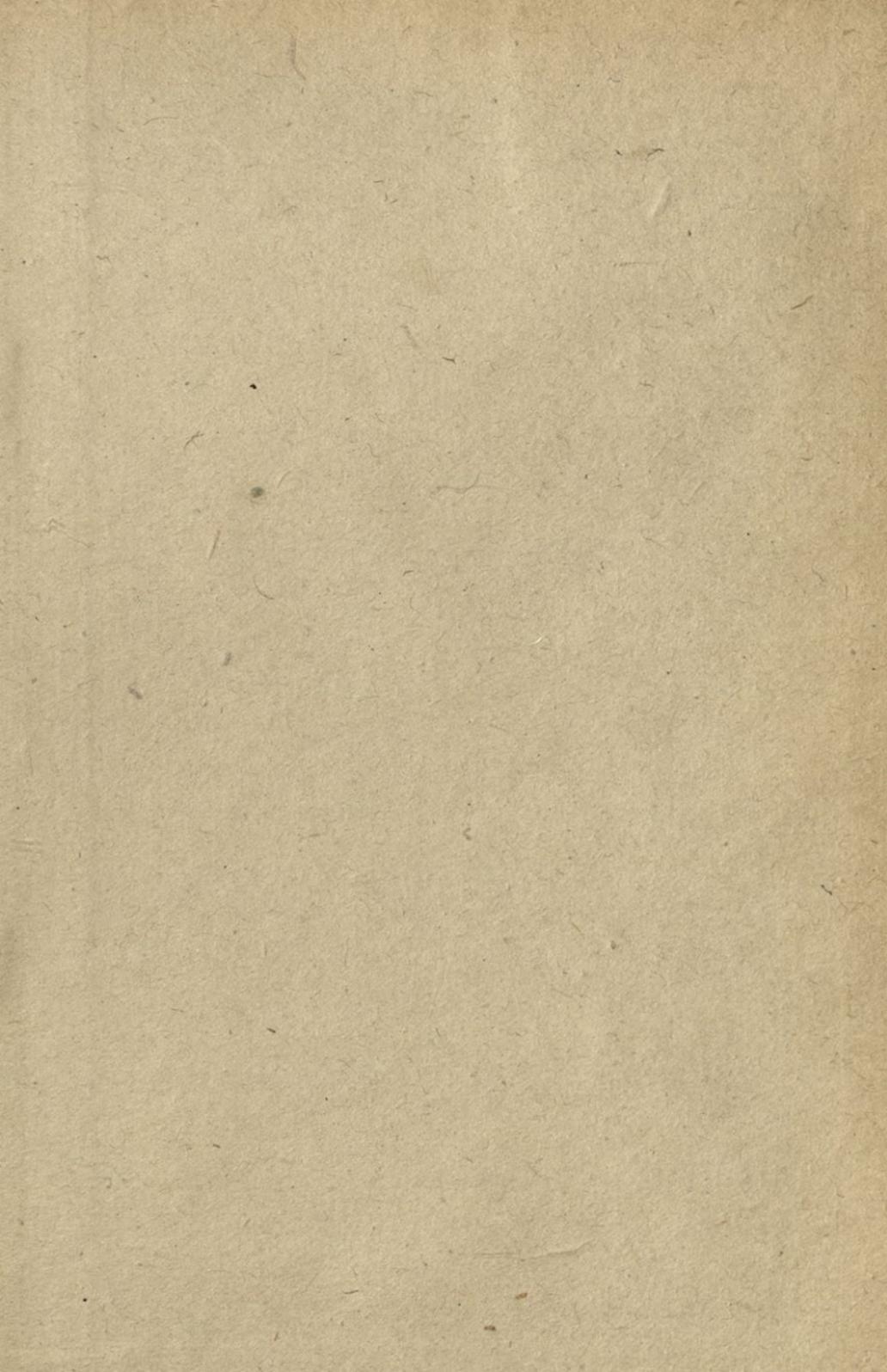
E n d e.



1106







NARODNA IN UNIVERZITETNA  
KNJIŽNICA



00000511822

